Grenchner Jahrbuch 1978



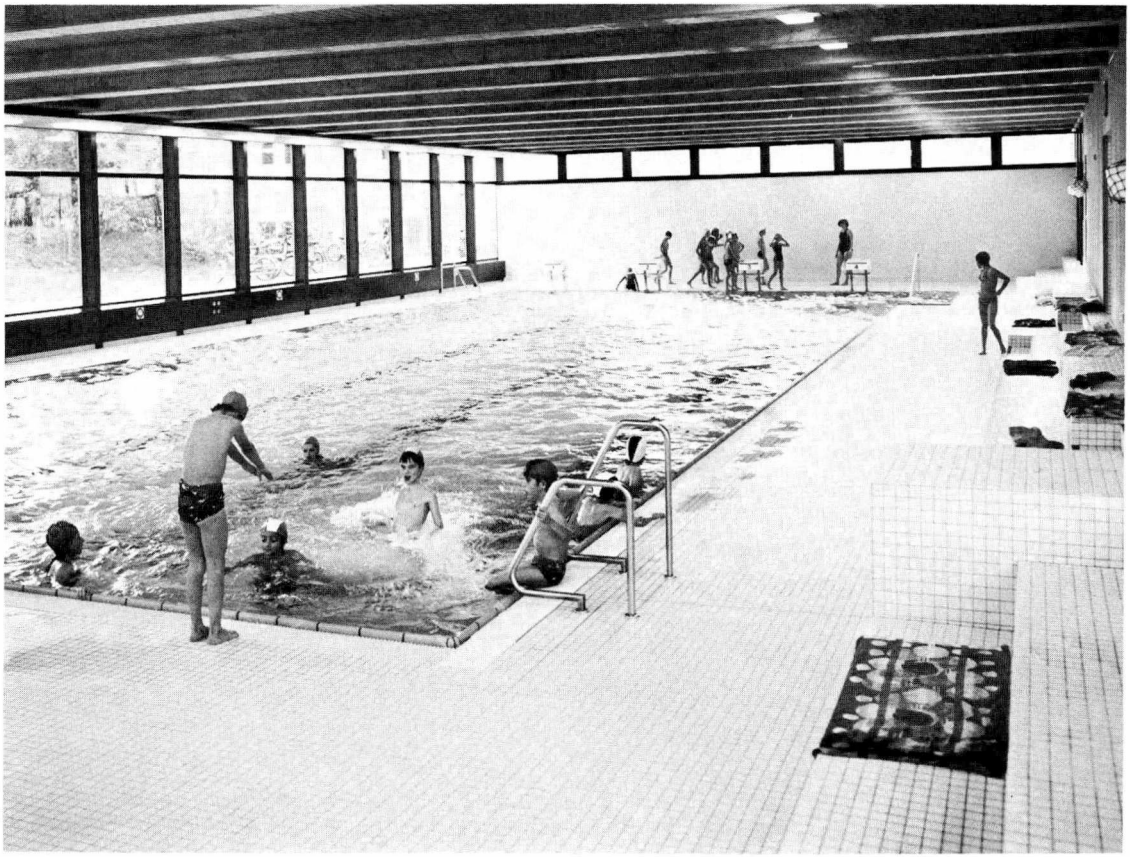
Grenchner Jahrbuch 1978

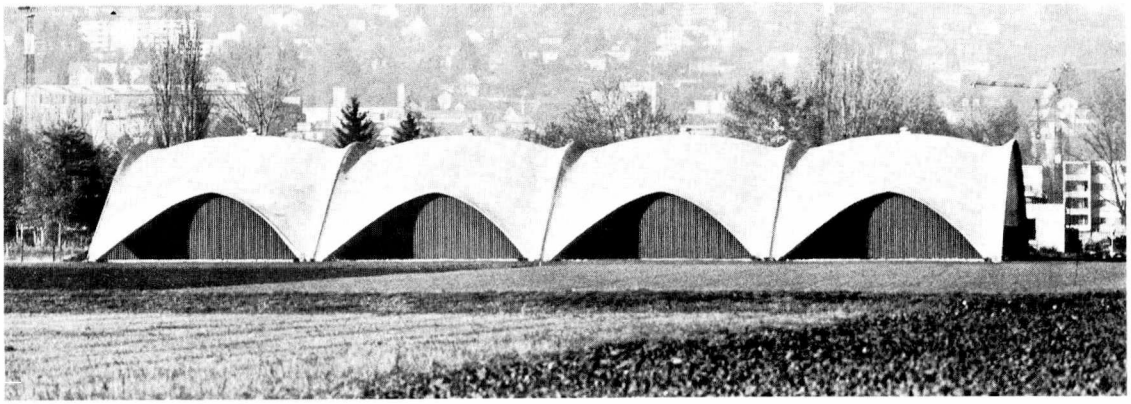
Herausgeber:
Kulturkommission der Stadt Grenchen
im Auftrag der Einwohnergemeinde



Stadtbild 1978

Ein bedeutender neuer Akzent wurde mit der Doppelturnhalle Zentrum (Bild links zeigt den Blick in eine der Hallen) und der Schulschwimmhalle (Bild unten vermittelt eine Teilansicht) in das Grenchner Stadtbild gesetzt. Die Schulschwimmhalle steht zeitweise auch der Öffentlichkeit zur Verfügung.







Nach einer Bauzeit von nur wenigen Monaten wurde im Herbst 1978 die Grenchner Tennishalle (mit vier Spielfeldern, einem Restaurant und Tennis-Shop) eröffnet. Mit ihrer kühnen Betonschalen-Bauweise präsentiert sich die Tennishalle als ein unübersehbarer Blickpunkt im Witi-Sportgelände.

Die private Bautätigkeit war 1978 kaum der Rede wert — zwei alteingesessene Grenchner Baufirmen stellten denn auch den Betrieb ein. Lediglich im Norden der Stadt, oberhalb des Haldenschulhauses, wurde mit dem Bau von rund 20 Einfamilienhäusern in einem von der Einwohnergemeinde neu erschlossenen Gebiet begonnen.



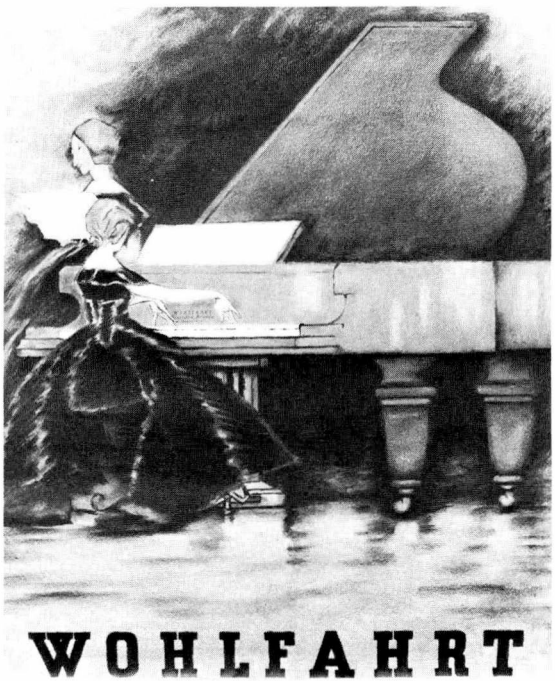
Die verschiedenen Etappen der Friedhof-Erweiterung, in deren Mittelpunkt der Bau der neuen Abdankungshalle stand, wurden beendet. Noch fehlt allerdings der künstlerische Schmuck . . .



Zum Abschluss gebracht sind auch die Bauarbeiten für das neue Kinderheim Bachtelen mit einem Schulgebäude und neun modernen Wohn-Pavillons.

Rainer W. Walter

Pianobau Wohlfahrt — eine Grenchner Spezialität

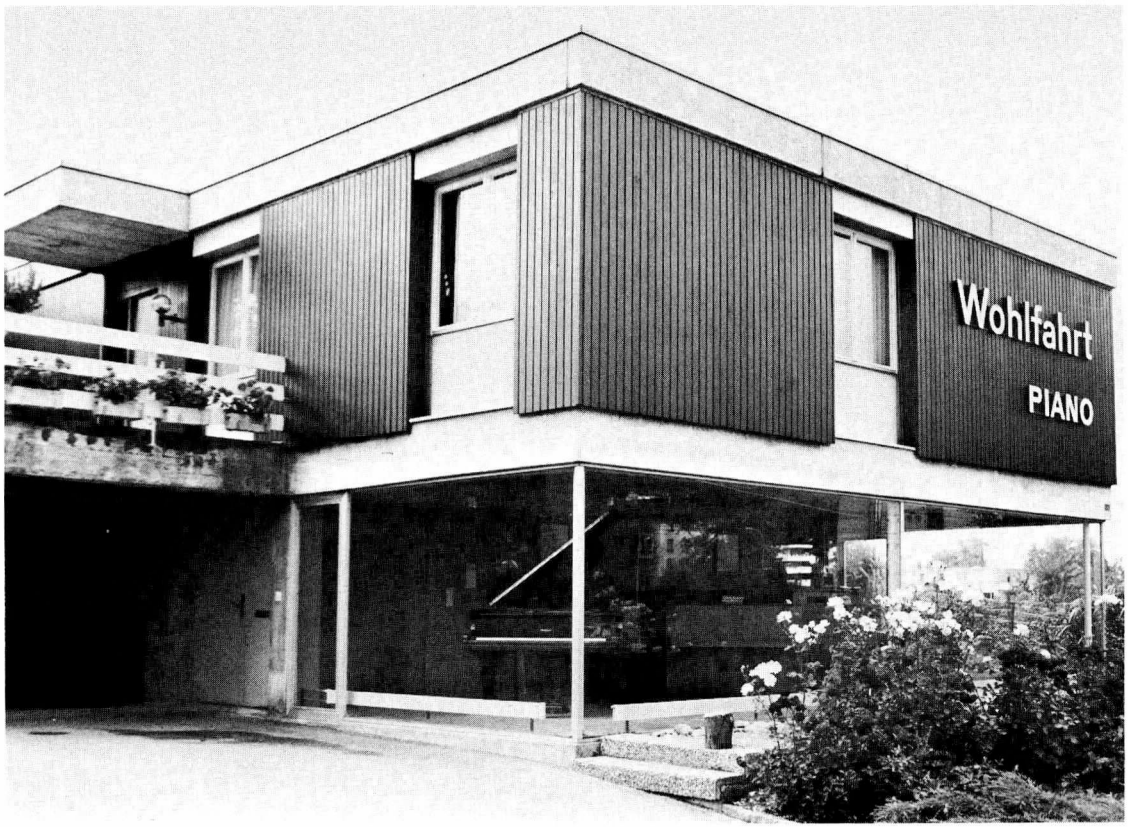


Wer von der Grenchner Industrie spricht, der meint in erster Linie die Uhrenindustrie. Daneben existieren in unserer Stadt einige Betriebe, die etwas näher zu betrachten es sich lohnt. Es sind denn nicht zuletzt diese Unternehmen, die dank ihrer Qualitätsprodukte wesentlich mithelfen, das wirtschaftliche Fundament unserer Gegend zu verstärken. Eines dieser Unternehmen ist der Pianobau Wohlfahrt an der Lengnaustrasse. Hier baut Werner Wohlfahrt im Einmannbetrieb jene Qualitätsklaviere, die bereits sein Vater und sein Grossvater mit grossem Erfolg hergestellt haben.

Von Nidau nach Grenchen

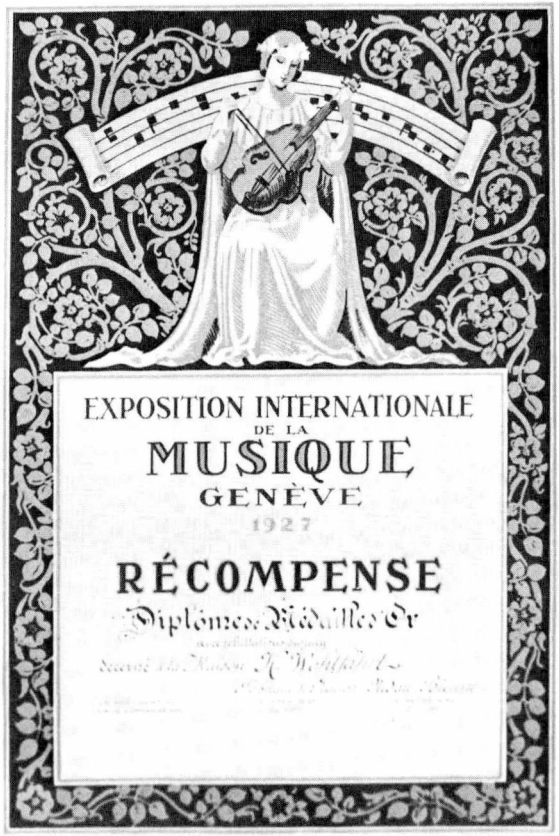
Im Jahre 1902 gründete Hermann Wohlfahrt zusammen mit einem Kollegen die «Piano-Fabrik Wohlfahrt & Schwarz». In den ersten Jahren bereits wurden die klangschönen Produkte dieser Unternehmung mit Diplomen und Goldmedaillen ausgezeichnet. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges entstand ein umfangreicher Werkkatalog der Firma Wohlfahrt & Schwarz, in welchem unter anderem eine Spezialität der Firma vorgestellt wurde, der doppelte Resonanzboden für Pianos. Diese Wohlfahrt-Erfindung trägt die Schweizer-Patentnummer 58701 und wird wie folgt beschrieben: «Bei den gewöhnlichen Pia-

nos wurde bisher ein Resonanzboden, bestehend aus einem dünn ausgearbeiteten Brett von feinfaserigem Holz, dem sogenannten Resonanzholz, welches Brett durch aufgeleimte, einfache Querrippen verstärkt war, verwendet, wobei diesen Pianos oft der Schmelz oder Vollklang fehlte. Von grossem Einfluss auf die Stimmung der Pianos ist bekanntlich der Temperaturwechsel und ganz besonders die in den besseren Lokalen vielerorts eingeführten Zentralheizungen, welche letztere nicht selten einen derartigen Resonanzboden zum «Springen» (Reissen) bringen können. Unsere Erfindung bezweckt, einen Resonanzboden für Pianos zu schaffen, welcher ohne Beeinträchtigung der Tonfülle gegen Temperatureinflüsse aller Art widerstandsfähig ist und unmöglich reissen kann. Wir erreichen diesen Zweck, indem wir zwei Böden derart aufeinander leimen, dass die Holzfasern der beiden Bodenteile sich kreuzen».
In vielen Dankesbriefen, die in diesem Katalog abgedruckt wurden, äusserten sich Lehrer, Sänger und Musikdirektoren äusserst lobend über die Wohlfahrt-Pianos. Ein weiterer Katalog aus jenen Jahren stellt dem Leser die verschiedenen Produkte der Firma Wohlfahrt vor, die vom Modell IA (Eiche) zu 1400 Fr. bis zum reich mit Jugendstil-Intarsien ausgelegten Konzertflügel

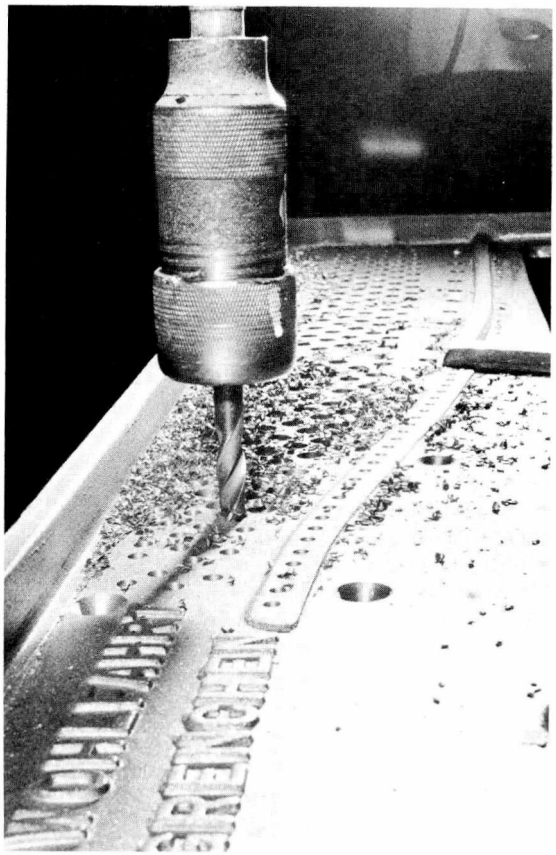


Das Gebäude an der Lengnaustrasse, wo die Wohlfahrt-Pianos hergestellt werden.

Bereits vor über 50 Jahren hatten die Pianos der Firma Wohlfahrt einen guten Ruf. An der Internationalen Musik-Ausstellung von Genf im Jahre 1927 wurde die Firma Wohlfahrt mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. Im Verlaufe der Jahre folgten noch zahlreiche weitere Auszeichnungen.



Annähernd 300 Löcher muss Klavierbauer Werner Wohlfahrt nach einer genauen Schablone in die Gussplatte bohren.



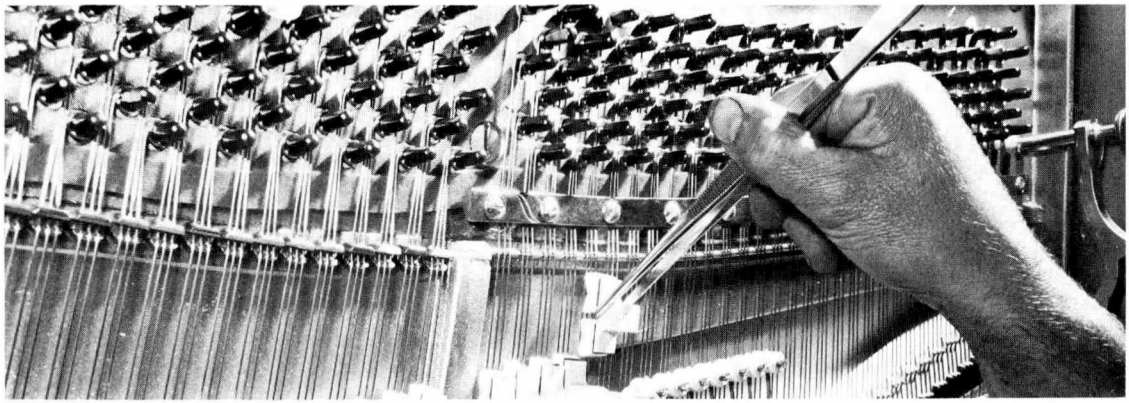


Der Klavierbauer sticht den Steg. Der Steg grenzt die einzelnen Saiten ab.

(Modell II, Palisander) zum Preis von 10 000 Fr. reichten. Gerade diese Luxusflügel waren es, welche den Ruf der Firma Wohlfahrt in aller Welt begründeten, und man kann mit Recht annehmen, dass manch berühmter Pianist in New York oder Berlin auf ihnen Konzerte gab.
Vor etwa 25 Jahren siedelte die Firma Pianobau Wohlfahrt von Nidau nach Grenchen über, wo Vater Wohlfahrt vorerst an der Alpenstrasse sein Atelier führte. Vor zehn Jahren dann wurde die zweckmässig eingerichtete Werkstatt an der Lengnaustrasse erbaut, und seither führt Werner Wohlfahrt das Unternehmen.

Ein Wohlfahrt-Klavier entsteht

Jährlich stellt Werner Wohlfahrt 15 bis 20 Klaviere her, wobei sämtliche Hand- und Maschinenarbeiten von ihm ausgeführt werden. Von besonderer Wichtigkeit ist die Auswahl des richtigen Holzes, das ganz spezielle Anforderungen erfüllen muss, damit am Schluss der klare und wohlklingende Ton erzeugt werden kann. Es ist aber ebenso wichtig, dass Werner Wohlfahrt das eingekaufte Holz richtig lagert, bis es die gewünschte Qualität erreicht hat.
Der Klavierbau beginnt mit der Rasten- und Bo-



Hier zieht Werner Wohlfahrt die Saiten auf den Rasten auf.

Jetzt folgt der Einbau der Mechanik. Auf unserem Bild wird gezeigt, auf welche Weise ein Dämpfer eingeleimt wird.



denmacherei. Der Rasten ist ein Holzrahmen, auf den die gesamte akustische Anlage aufgebaut wird. Zusammen mit der Platte, die aus einem Guss hergestellt wird, muss der Rasten den gesamten Saitenzug, der 16 Tonnen ausmacht, auffangen. Der Resonanzboden besitzt nicht allein eine statische Aufgabe, sondern dient als akustischer Verstärker. Er wird aus gewölbt gehobelten Fichtenhölzern hergestellt. Diese Wölbung ist für die Akustik von ausschlaggebender Bedeutung. Die Rippen verhindern ein Durchbiegen des Resonanzbodens. Bei diesen Arbeiten gelangt das oben erwähnte Pa-

tent der Firma Wohlfahrt auch heute noch zur Anwendung, damit der besondere Klang der Klaviere voll zur Geltung kommen kann. Auf der gewölbten Seite des Resonanzbodens werden der Diskant- und der Bass-Steg angebracht. Diese besitzen die Aufgabe, die Schwingungen der über sie hinweglaufenden Saiten auf den Resonanzboden zu übertragen. Eine besonders wichtige Arbeit für den Klavierbauer besteht darin, dass er die Löcher für die Stimmwirbel in die Platte bohrt. Wenn dann die Saiten aufgespannt und an die Stimmwirbel angeschlossen sind, ist ein wichtiger Teil eines Klaviers vollendet. Anschliessend wird der Klavierbauer das Gehäuse erstellen, das in der Fachsprache «Kasten» genannt wird. Das Bild des Gehäuses entspricht in der Form und Farbgebung der heutigen Architektur und soll mithelfen, dass das zukünftige Klavier in den modernen Wohnungseinrichtungen einen guten Platz findet. Wenn der Klavierbauer Werner Wohlfahrt Wert darauflegt, auch das Gehäuse im Eigenbau herzustellen, so beweist dies, dass er das Klavier als Ganzes zusammenstellt und auch als Einheit verstanden wissen will.



Das Spielwerk lässt Werner Wohlfahrt nach seinen Angaben herstellen, und gleichsam aus der gelieferten Rohform heraus baut er diesen Teil des Klaviers ein. Bei dieser Arbeit braucht es die ganz präzise und sichere handwerkliche Könnerschaft des Klavierbauers. Eine Unzahl grösserer und kleinerer Arbeiten sind notwendig, bis jede Taste richtig sitzt, die Pedale eingerichtet sind und die filzbezogenen Hämmer gleichmässig und mit dem richtigen Druck auf die Saiten aufschlagen. Um einen Überblick über diese Tätigkeit zu ermöglichen, sei darauf hingewiesen, dass das Herz des Instrumentes, das Spielwerk, rund 5500 Einzelteile umfasst.

Kein Klavier ist wie das andere

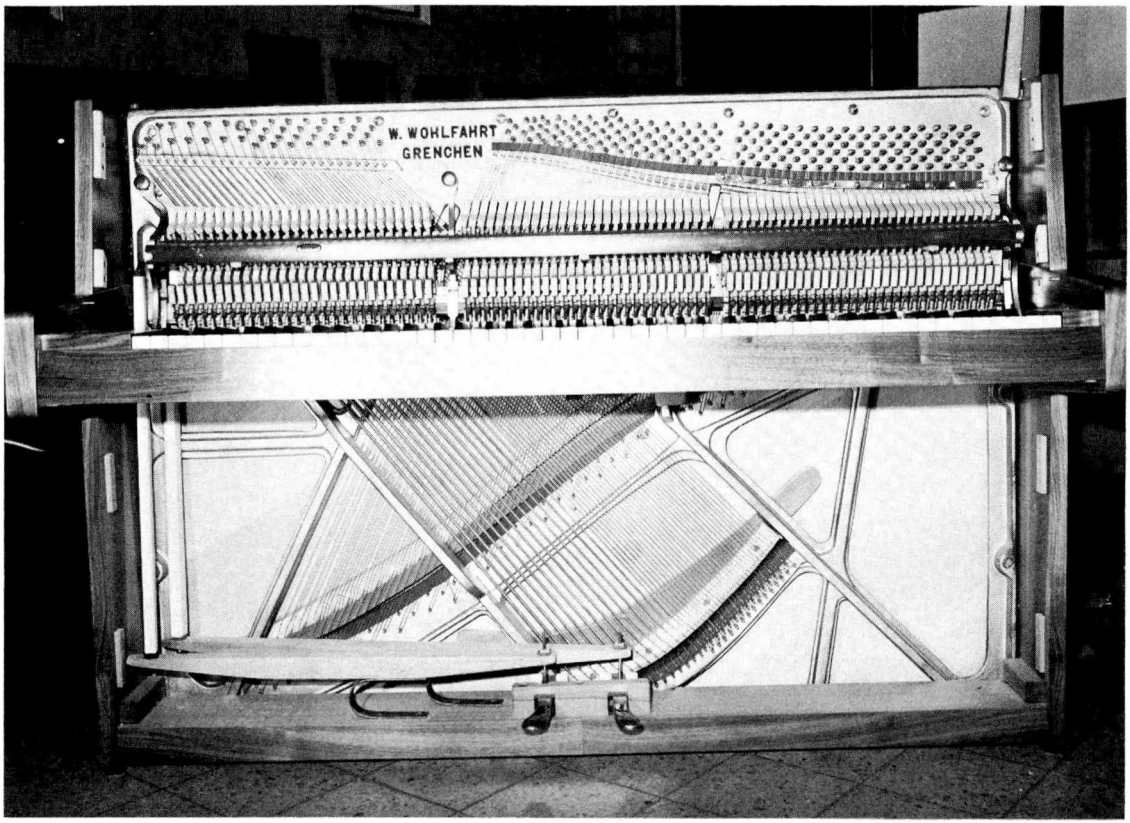
Im Verlaufe der Herstellung nimmt jedes Klavier ein Eigenleben an. Keines wird genau sein wie das andere, das auch aus der gleichen Serie von zwei bis sechs Instrumenten stammt. Und es wird die grosse Handwerkskunst des Klavierbauers vorausgesetzt, damit der Charakter eines jeden Instrumentes voll zum Tragen kommen kann. Wenn man allein bedenkt, dass jedes Klavier, bevor es an den Kunden ausgeliefert werden kann, bis siebenmal gestimmt werden muss. Diese Arbeit besorgt Frau Wohlfahrt. Voraussetzung ist ein feines Musikgehör, die Kenntnis der Akustik.

Die fertig montierte Mechanik wird in das Klavier eingebaut.

Werner Wohlfahrt erklärte uns, dass die Nachfrage nach guten Pianos steigt. Vor allem Leute zwischen 20 und 30 Jahren entschliessen sich, Klavierstunden zu nehmen und ein Instrument anzuschaffen.

Wenn man von der Pianobau-Firma Wohlfahrt spricht, so meint man in erster Linie die Instrumente, die hier hergestellt werden. Neben dieser Haupttätigkeit beschäftigt sich Werner Wohlfahrt aber auch mit Reparaturaufträgen von Klavieren anderer Herkunft. Mit dem Kauf eines Instrumentes ist es in der Regel nicht getan. Der Besitzer muss sich klar darüber sein, dass ein derart kompliziertes und mit grosser Liebe und Fachkenntnis erbautes Instrument auch eine richtige Wartung verlangt. Wird diese nicht ausgeführt, so nützt auf lange Frist gesehen die hohe Kunst des Klavierbauers nicht viel, das Instrument beginnt im Ton nachzulassen.

Die Firma Wohlfahrt stellt über ein Dreivierteljahrhundert Instrumente her, die dank ihrer Tonqualität vielerorts geschätzt sind. Sie legt aber auch stolzes Zeugnis ab für eine hochstehende Handwerkskunst und trägt mit ihren Qualitätsprodukten den Namen unserer Stadt in Konzertsäle, so dass er verbunden mit dem Begriff «Wohlfahrt» zu einem Kennzeichen für gute Pianos geworden ist.



Dieses Bild zeigt die Innenansicht eines Wohlfahrt-Klaviers.



Eine heikle und verantwortungsvolle Arbeit: Frau Ruth Wohlfahrt stimmt das Klavier. Bevor ein Instrument die Werkstatt verlässt, wird es mehrere Male gründlich gestimmt.

Rainer W. Walter

Hansruedi Spielmann — ein Grenchner Kantonsratspräsident



Der Solothurnische Kantonsratspräsident für das Jahr 1979 ruft die Solothurner auf, eine aktive und positive Mitarbeit in allen Bereichen des öffentlichen Lebens zu leisten.

Mit einem höchst ehrenvollen Wahlresultat wählte der Solothurner Kantonsrat am 22. November 1978 den Grenchner Hansruedi Spielmann zu seinem Ratspräsidenten für das Jahr 1979. Nach Ferdinand Looser (1929), Albert Helbling (1944), Werner Vogt (1948) und Hans Meyer (1961) ist Hansruedi Spielmann der fünfte Grenchner, der das höchste Amt des Kantons Solothurn bekleidet. Am Abend des 22. Novembers trafen sich die Gratulanten aus allen Teilen des Kantons im Grenchner Parktheater, um Hansruedi Spielmann zur ehrenvollen Wahl zu gratulieren. Einem Organisationskomitee mit Walter Bürgi an der Spitze gelang es, ein prächtiges und gediegenes Fest zu organisieren, dem unter anderem die gesamte solothurnische Regierung, die alt Regierungsräte Dr. Urs Dietschi, Dr. Franz Josef Jeger und der Grenchner Werner Vogt beiwohnten. Der abtretende Kantonsratspräsident Urs Tscharland, Landammann Gottfried Wyss und die beiden Solothurner Nationalräte Stadtammann Eduard Rothen und Dr. Franz Eng würdigten die politischen und menschlichen Qualitäten des Neugewählten. Sie schilderten Hansruedi Spielmann als einen Mann, der konsequent seine Ideen verfolge und mit grosser Toleranz die guten Anregungen aller politischen Richtungen prüfe. Hans Graf hiess



Im Mittelpunkt der Feier: Die Familie Spielmann.



Der abtretende Kantonsratspräsident Urs Tscharland übergibt seinem Nachfolger Hansruedi Spielmann eine Hellebarte als Zeichen der Macht.

Hansruedi Spielmann als Vertreter der freisinnig-demokratischen Partei in Grenchen willkommen, und Direktor Hans Sommer überbrachte die Glückwünsche des Grenchner Industrieverbandes. Die Fraktionschefs im Kantonsrat, Peter Gubler (CVP), Rudolf Ruch (SP) und Fritz Burkhart (FdP) gratulierten im Namen der 144 Solothurner Kantonsräte. Die Heimatgemeinde des Gewählten, Messen im Bucheggberg, liess ihre besten Wünsche durch ihren Ammann Kurt Gisiger überbringen. In seiner Dankesadresse forderte Hansruedi Spielmann die Bürger des Kantons Solothurn auf, wieder grundsätzlicher zu denken, Verantwortungen zu übernehmen, damit die schweren wirtschaftlichen Zeiten überwunden werden könnten.
Das Stadtorchester Grenchen unter der Leitung von René Bolle, der Männerchor Liederkranz unter der Stabführung von Franz Schläfli und die Stadtmusik Grenchen unter der Direktion von Wilhelm Steinbeck schufen den festlichen musikalischen Rahmen für diese einmalige Feier. Besonders erfreuten eine Schulklasse von Lehrer Seematter und ein Prolog von Edi Allemann die Zuhörer:

De het er aber Qualitäte
Wo ander au guet aschtoh täte
Chasch schaffe mit em Hang i Hang
Ihm gilt — muesch rede mitenang
Us z cho isch mittem gar nid schwär
Är isch au friedlech wie ne Bär
Nur wenns em z'bunt wird oder z'dumm
De isch de z'förchte sis Gebrumm.
Är red nid viel — doch was er seit
Si Meinig — und wos düre geit
Doch brucht's jo au im Parlamänt
Settig Lüt — süsch sapperment
Wär's mit Regiere schitter bschtellt
Wenn Ehr und Glaube nüt me zellt.

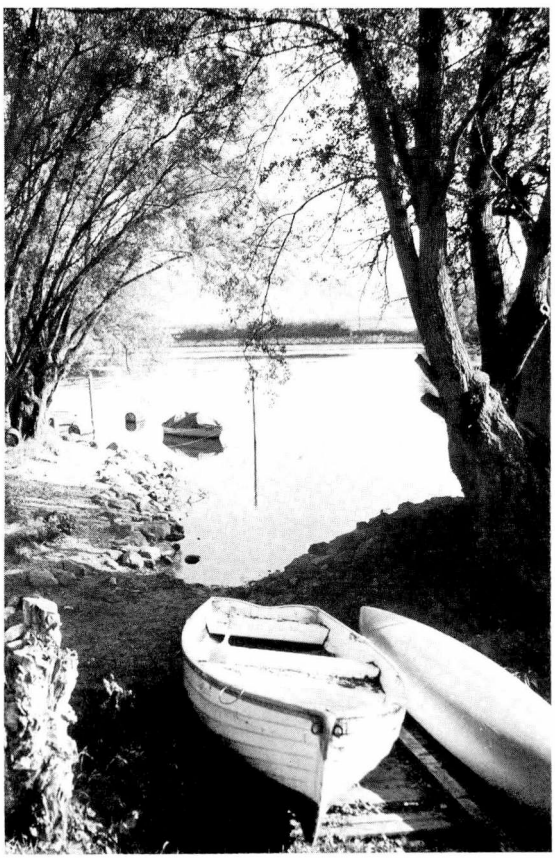
Hansruedi Spielme, dänk de dra
Es Johr geit schnäll verbi.
Und doch chasch du für üsi Schtatt
Es lüchtends Bischpil si.

Dies ist eine kleine Kostprobe aus dem Prolog von Edi Allemann. Ganz Grenchen ist stolz und wünscht Hansruedi Spielmann ein glückliches und friedliches Präsidialjahr.

Gerald Lechner

. . . ein jeder soll dem Fähr jährlich geben ein Brot

Notizen zum Weiler Staad und seiner Geschichte



Befragt, was ihm zu Staad einfalle, wird der Grenchner aufzählen: Landwirtschaft, Kapelle, Aare, Schelkers Tiergarten. Vielleicht kommt ihm noch in den Sinn, dass sich der Aare entlang die Bootsanlegeplätze mehren, es indessen mit einem Landesteg für die «Romandie» noch nichts wurde, dass im Restaurant Strausak Gemütlichkeit Trumpf ist, ein Campingplatz besteht und auf dem Grenchner Markt Gemüse aus Staad besonders geschätzt wird.
«Die Staader sind schon ein eigenes Völklein», sagt der Grenchner und hat damit durchaus recht. Die Staader sind tatsächlich eine Gemeinschaft für sich und pflegen dies mitunter recht deutlich zu dokumentieren — auch etwa an Gemeindeversammlungen, wenn ihre Interessen tangiert werden oder wenn sie sich vernachlässigt fühlen. Das Verhältnis der Industriestadt Grenchen zu ihrem landwirtschaftlichen «Anhängsel» drunten im Süden ist ohne Zweifel etwas eigenartig: Man schätzt den Erholungsraum um Staad und an der Aare, begibt sich ganz gerne mal zu einem glatten Fest in den Weiler und lässt die Staader im übrigen ihre Angelegenheiten selbst erledigen. Das tun sie denn auch, wenngleich ihnen dabei etwas mehr Wohlwollen aus dem «hohen Norden» nicht ganz ungelegen käme. Aber die Staader sind von jeher gewöhnt, mit ihrer Situation — die ja mit der geographischen Lage im westlichsten

Zipfel des Kantons Solothurn durchaus zu tun hat — fertig zu werden. Wie war das eigentlich früher?

Pallisaden an der Grenze

Einer der Konfliktstoffe früherer Zeiten war der «Rütisack», jenes Gebiet innerhalb einer alten Aareschleife, in dem Landwirte aus Rüti von jeher Land besassen. Ein Gesetz aus dem Jahre 1537 zwischen Solothurn und Bern regelte den Weidgang im Sack: Sobald der Heuet beendet war, durften die Bauern von Rüti und von Staad die Wiesen zum Weiden von Kühen und Pferden benützen. Ohne Zerwürfnisse ging es dabei nicht ab. So liefen 1577 «Klagnisse derer von Rüti» ein, dass die Grenchner ihnen mit ihrem Vieh auf den Matten grossen Schaden zugefügt hätten. Anderseits wurde den Lengnauern untersagt, Pferde auf die Staader Weiden zu treiben, «ansonst selbige gepfändet werden».
Als man über den Giessenbach (die Leugenen) zwischen Staad und Reiben eine steinerne Brücke erstellte, fürchtete Bern, dass die Zollstätte in Lengnau umgangen werden könnte. 1700 wurde vereinbart, die Brücke mit Pallisaden zu versperren, damit keine geladenen Wa-



Landwirtschaft wird in Staad immer noch grossgeschrieben. Dass man mit der Natur eng verbunden ist, zeigt auch der reiche Blumenschmuck vor manchem der alten Bauernhäuser.



Mit den Augen des Tierfreundes gesehen, ist Staad so etwas wie eine «Altreu-Filiale»: Storchennester auf Kaminen weisen auf Hans Schelkers einsatzvolles Wirken hin.

gen darüber fahren und lediglich Fussgänger passieren können. Aber Pferde fanden anscheinend doch Durchschlupf, denn 1709 beklagte sich die Regierung von Bern, dass ihre Einkäufe aus der Pferdeausfuhr vermindert worden seien, indem die Giessenbachbrücke benützt werde, um die Zollgebühren zu umgehen. Worauf die Berner die Brücke mit einer Eiche versperrten. Der Rat von Solothurn wiederum liess die Giessenbachbrücke von den Staadern bewachen. Da aber nur wenige «wachetauglichen Mannen» vorhanden waren, wurde gestattet, die Brücke nur während des Tages und eine Stunde in die Nacht hinein zu bewachen.

Staad zählte damals wohl nur einige wenige «Füür», also Haushaltungen. Bei einer Volkszählung im Jahre 1796 ergab sich eine Einwohnerzahl von 64 in 12 Haushaltungen. Heute leben in Staad rund 200 Personen. Neben 18 Landwirten und Leuten aus anderen Berufen wohnt auch ein Transportunternehmer in Staad. Er muss sicherlich keine Fähre benützen, um ans andere Aareufer zu gelangen. Das freilich war früher anders.

Zwei Heller für die Überfahrt

Seit vielen Jahrhunderten gab es in Staad eine Fähre, die den Verkehr mit Rüti (und Arch) zu bewältigen hatte. Der Staat verlieh das Fähr-Regal gegen Lehenszins an geeignete Personen, nach dem Tode des Fährmanns ging das Recht in der Regel auf den ältesten Sohn oder den Bruder über. Die Gemeinden Rüti, Grenchen und Bettlach waren an die Fähre zu Staad abgabepflichtig: «Ein jeder der in den dreyen Dörfern innen sitzet, Füür und Licht daselbst hat, der soll dem Fähr jährlich geben ein Brot und der Fähr damit schuldig und verbunden sin ihnen zu warten und zu dienen.» Der Fährmann hatte einen «währschaften Weidling, Winters und Sommers gerüstet» bereitzuhalten und durfte für die Überfahrt von Fremden zwei Heller verlangen, dies nach dem Fährbrief von 1530.

Ohne Händel zwischen Bern und Solothurn ging es auch bei der Staader Fähre nicht. 1714 etwa führte Bern bitterliche Klage, die «Fehre» schaffe ungeachtet öfterer Mahnung allerhand Leute über den Fluss auf sein Gebiet. Der Fährmann — so verlangte Bern — müsse ins «Eidsgelübde» genommen werden und dürfe künftig Überfahrten nur zur eigenen «Notdurft» unternehmen. Die Berner drohten an, den schuldigen «Fergen» zu ergreifen und ihn «unser Ressentiment» fühlen zu lassen. Worauf Solothurn konterte und den Bernern vorwarf, dass die Fähre zu Arch gleichfalls Leute an das andere Ufer bringe, obwohl sie kein anderes Recht habe, als die Feldfrüchte bernischer Bauern von ihren Liegenschaften auf solothurnischem Gebiet zu holen.
1874 wurde eine neue Regelung des Fährbetriebes zu Arch getroffen. Der Fährmann musste zwar nach wie vor bereit sein, «auch zu ungewöhnlicher Zeit vor und nach Mitternacht» Passanten aus Rüti über den Fluss zu bringen, er wurde aber nun nicht mehr mit Brot oder Roggen bezahlt, sondern mit Moneten: Rüti hatte ihm jährlich 130 Franken zu entrichten. Bald nach der neuen Abmachung wurde die Aarebrücke bei Arch gebaut. Die Fähre erwies sich als weniger nötig und wurde 1902 endgültig aufgehoben.

Eine Kapelle auf eigene Kosten

Hatten die Staader etwelchen Ärger der Fähre und des Rütisacks wegen, so ging es auch bein Bau der Staader Kapelle nicht ohne Widrigkeiten ab. Als nämlich im Jahre 1711 Urs Schnider im Namen aller Staader den Solothurner Rat ersuchte, vor dem Staader Hölzli (einem recht stattlichen Eichenwald mit dem «schönsten und grössten Eichenbaum des ganzen Landes, welcher ohne Verwunderung nit mag gesehen werden») eine Kapelle erbauen zu dürfen, wurde er abgewiesen. Drei Jahre später hatte das Drängen der Staader doch Erfolg, allein, «dass die Erbauung eines Kappelins ohne einiges unseres Entgeltes» ausgeführt werden musste. Die Obrigkeit wollte also, kurz gesagt, an die Kapelle nichts bezahlen. So baute Staad die Kapelle — die dem heiligen Nikolaus, Schutzpatron der Schiffer, geweiht ist — eben alleine, oder doch fast: «Ex zelo Stadensium et Jo. Gast 1715» hiess es über dem Portal, «Durch den Eifer der Staader und des Johannes Gast» (der als Grenchner wohl einen finanziellen Beitrag leistete).
Mit dem Bau ging es nur langsam vorwärts. Schliesslich bewilligte der Rat in Solothurn zwei dürre Eichlein zur Fertigstellung, verlangte aber, «dass solch gnädige Vergünstigungen gehörig verzeichnet werde». Eine Beisteuer an die neue Kapelle schien den hohen Herren aus der Hauptstadt nun aber wirklich des Guten zuviel. Immerhin erhielten die Staader für ihre Kapelle aus Biberist einen gotischen Tafelaltar (den man dort nicht mehr benötigte) geschenkt. 1915 wurde die Kapelle gründlich renoviert, den gotischen Altar, der in der feuchten Luft stark gelitten hatte, deponierte man in der Grenchner Pfarrkirche und ersetzte ihn durch einen neuen. Neuerdings ist die Staader Kapelle wieder im Gespräch: Eine Vergrösserung beschäftigt Kirchgemeinde, Architekten und Denkmalschützer. Sicherlich wird die Kapelle nicht derart zum Zankapfel zwischen Grenchen und Staad wie die Staadstrasse, um die seit Jahrhunderten «gekämpft» wird.

Wie im Wilden Westen...

Man erinnert sich an Szenen aus Western-Filmen, wie bei der Eroberung von Indianerland die Planwagen über Stock und Stein holpern und sich irgendwie einen Weg suchen. Ähnlich mag es früher zwischen Grenchen und Staad zu- und hergegangen sein: bis 1829 bestand kein fahrbarer Weg zwischen den zusammengehörenden Gemeinden. Beladene und leere Wagen fuhren so gut es ging über die Witimatten, wa-

ren aber gehalten, so wenig als möglich Schaden anzurichten. Dabei hatte der Solothurner Rat schon 1608 Staader und Grenchner angewiesen, einen Weg von Gemeinde zu Gemeinde anzulegen. 1717 brachte man zwar über den «Graben, da man gegen Arch gehet» einen Steg an, der aber nur von Fussgängern benützt werden durfte. Der Weg für die Wagen war von Gräben unterbrochen, die vor dem Überfahren mit Sträuchern ausgelegt werden mussten. Als dann 1829 doch so etwas wie ein Fahrweg erstellt wurde, blieb er selbst für die Staader Jugend auf dem Schulgang nach Grenchen, «wenn anhaltendes Regenwetter eintritt», beinahe unpassierbar. Hartnäckig weigerten sich die Grenchner, die Unterhaltskosten zu übernehmen. Erst 1836 fügte man sich einer Klage vor dem Oberamt und baute einen befahrbaren Weg. Bis die Staadstrasse endlich einen festen Belag erhielt, vergingen allerdings noch einmal 109 Jahre.

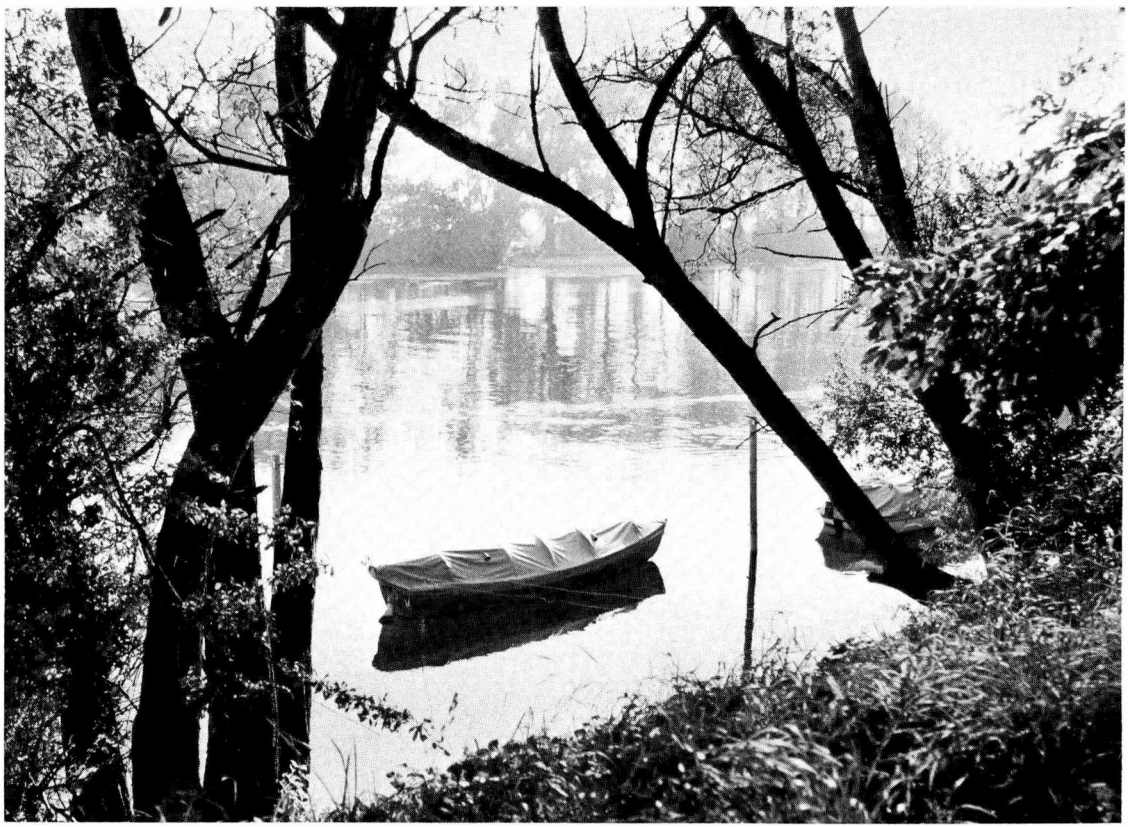
Der geneigte Leser, der uns durch die Geschichte(n) von Staad bis hierher begleitet hat, dürfte nun doch der Überzeugung sein, dass es die Staader noch nie leicht hatten. . .

Im Jahre 1979 aber soll sich einiges zum Guten wenden: Die Stadtbehörden haben eine ganze Reihe von Massnahmen gebilligt, mit denen die



263 Jahre alt ist die St.-Nikolaus-Kapelle zu Staad. Demnächst soll sie renoviert und vergrössert werden.

Verhältnisse «im Süden» verbessert werden. So wird die Staadstrasse demnächst ein Trottoir (kombiniert mit einem Radfahrerweg) erhalten. Das Elektrizitätswerk will die Hochspannungs-Freileitung verkabeln und damit sanieren. Das Gas- und Wasserwerk beabsichtigt, eine neue Wasserleitung nach Staad zu bauen. Die ZAG will die Staader Abwässer an die Kläranlage anschliessen. Und schliesslich soll Staad auch an die TV-Gemeinschaftsantennen-Anlage angeschlossen werden: Nachdem sich die GAG bereiterklärte, «Staad als ortsinternes Quartier zu behandeln», sprach die Gemeinderatskommission einen Kredit von 36 000 Franken, mit dem die Signalleitung gebaut werden kann. In Staad wird man all diese Vorhaben mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen. Allzulang musste man in Staad das Gefühl haben, in Grenchen unter «ferner . . .» eingestuft zu sein.



Hier etwa besorgte bis 1902 eine Fähre die Verbindung zwischen bernischem und solothurnischem Aareufer.

Theodor Buser

Wie's z'Gränche a dr Fasnecht geit



Hilari-Denkmal von Fritz Flury auf dem Postplatz

Fidrallala! juheissassa!
Morn rückt dr Fasnechtmändig a,
E schöni Zyt, e rari Zyt,
Sie isch jö währli nümme wyt.

Me seit, s werd welle lustig goh,
Es heige d'Buebe d'Meitli scho
A d'Fasnecht gfrogt, zum Tanz, zum Wy —
Das wird e schöni Läbtig sy!

Mit diesen Zeilen gab in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Franz Josef Schild, «dr Grossätti us em Leberberg», seiner Vorfreude auf kommende närrische Tage Ausdruck. Sie entstammen dem Gedicht «Wie's vor dr Fasnecht geit», das zusammen mit einer zweiten «Hymne an die Grenchner Fasnacht», «Wie's a dr Fasnecht geit», als ältester Zeuge der Grenchner Fasnachtstradition gilt.
Die Grenchner waren also schon immer waschechte Fasnächtler,

Druf kört me wieder: sum, sum, sum,
Fidrallala und dirleidum!
Me tanzt bis ass dr Güggel chräit,
bis d'Sunne höch am Himmel steit.

So endet aus der Sicht des Grossättis — der damals noch gar keiner war, dafür aber offenbar ein richtiger Fasnachtsnarr — eine Grenchner

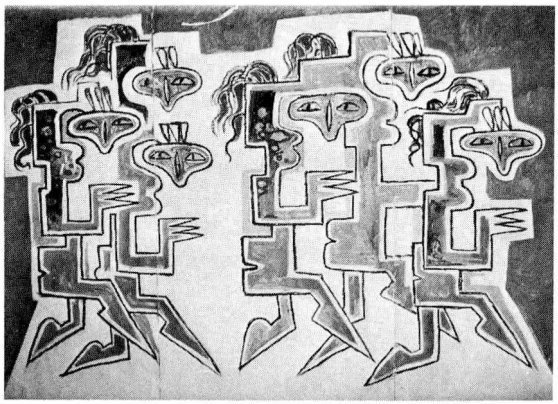
Fasnacht. Und so endet sie eigentlich auch noch heute. Mit einem «Ast» und mit einem «Kater». Nur der «Güggel» ist nicht mehr dabei. Er wurde ersetzt durch Kirchturmuhren und Glockenzeichen, welche den Arbeitsbeginn anzeigen.

Die närrischen Bälle

Verkleiden, tanzen, lustig sein, die Alltagssorgen vergessen! Wo kann man das besser als an einem närrischen Ball? Das ist heute nicht anders als zu Grossättis Zeiten. Früher luden die Wirtsleute des «Bachtelenbades», des Gasthofes zum «Löwen», der «Schweizerhalle», der «Schönegg ob Grenchen», des «Bellevue» zu «Grossen Maskenbällen» ein. Später traten die Vereine als Veranstalter auf. Unvergesslich bleibt für alle, die dabei waren, der TUFUMABA, der die Narren und Närrinnen im «Löwen», im «Ochsen», im «Rössli» und in der «Burgunderhalle» gleichzeitig vereinigte.
Heute sind es die Zünfte, welche für Betrieb sorgen. Die Faschingszunft veranstaltet den «Zunftball» und den «Kinderball», die Lunazunft den «Lunaball», die «Wiiber» und die «Froschzunft» den «Chlochardball», die Vereinigten



An Hilari übergibt der Stadtammann (rechts) dem Obernarren die Herrschaft über die Stadt.



Ausschnitte aus einer phantastischen Parktheater-Dekoration von Ferdinand Kaus.

Fasnachtszünfte den «Kehrausball». Aber auch in andern Zunftstuben und Beizen ist einiges los.

Die Strassenfasnacht

«D'Strossefasnecht? Die isch kaputt!» sagen die meisten, die sich schon (oder noch) bis zum Ende der Fünfzigerjahre im richtigen Fasnächtler-Alter befanden. Sie meinen vor allem das Narrentreiben der «Mönscher» und «Chrauschimauschi» am Schmutzigen Donnerstag und am Samstag, als gross und klein sich auf den Strassen tummelte, das Intrigieren hoch im Kurs war und die Frage, «Gäu du kennsch mi nid», für Betrieb sorgte. Tatsächlich verschwand dieses herrliche Gewimmel leider nach und nach und musste durch andere Aktivitäten ersetzt werden. Trotzdem aber passiert einiges bei uns auf der Strasse. Es beginnt am Donnerstag mit der «Chesslete», wo jung und alt in weissen Hemden und Zipfelmützen am frühen Morgen mit Lärminstrumenten bewaffnet gegen das Stadtzentrum zieht. Ursprünglich sollte damit der Schadenzauber der bösen Dämonen von der erwachenden Vegetation abgewehrt und die segenspendenden Vegetationsgeister geweckt werden. Heute will man damit eher dem hintersten Morgen- und Fasnachtsmuffel kundtun, dass jetzt endlich das Narrentum regiert. Am Abend marschieren die Zünfte dann mit Fackeln und Kinderlaternen durch die Stadt.
Höhepunkt der Strassenfasnacht ist der Umzug vom Sonntag, der in den letzten Jahren eine respektable Grösse und eine fast ebenso hohe Qualität wie die Grenchner Uhren erreicht hat. Die ältesten Berichte über einen Umzug stammen aus dem Jahre 1902. Damals säumten — so das «Grenchner Volksblatt» vom 12. Februar 1902 — am Sonntag 8000 und am Montag 4500



Grenchner Fasnachtszeitungen — die älteste bekannte ist jene aus dem Jahre 1902

auswärtige Zuschauer die Strassen des Dorfes. Auch heute bewundern Tausende von Zuschauern die Wagen und Guggenmusiken, die Tambouren und Cliquen, die in den Schulen hergestellten Kinderlaternen und die maskierten Kinder, wenn sie am Sonntag vom Umzugschef auf den Weg geschickt werden.

Kunterbunte Kunst an der Fasnacht

Die Fasnacht ist unbestreitbar alljährlich das wichtigste kulturelle Grossereignis Grenchens. Für die Fasnächtler, die mitten drin stecken, die organisieren, planen, dichten, malen, wagenbauen, Kostüme schneidern, Ideen gebären und Musikstücke einstudieren, dauert sie zwölf Monate lang. Für jene, die nur geniessen, beginnt sie am 13. Januar, an Hilari, spätestens aber am Schmutzigen Donnerstag und hört am Aschermittwoch mit dem Verbrennen des Böögs auf. Sie bringt eine unermessliche Fülle an grossen und kleinen, — leider vergänglichen — Kunstwerken, an Gags, an Einfällen, an ironischen und satirischen Kommentaren und Sprüchen, an phantastischen Klängen der Guggenmusig. Die Künstler und Dichter der Region helfen immer wieder mit. Ihre Handschriften sind an den prächtigen Wagen, die in zahllosen, harten Arbeitsstunden entstehen, an den Dekorationen im Parktheater, in den Beizen, abzulesen. Ein Künstler ist auch immer verantwortlich für das Denkmal, das seit einigen Jahren ab Hilari den Postplatz verschönert. Ein besonderes Bijou sind jeweils die Plaketten, welche über die närrischen Tage die Revers der Grenchner zieren.
Der «Plausch», vor einigen Jahren quasi als Ersatz für die nicht mehr vorhandene Strassenfasnacht am Schmutzigen Donnerstag eingeführt, ist den reproduzierenden Künstlern gewidmet. Den Schnitzelbänklern, den Sprücheklopfern, den Guggenmusigen, den Tambouren. Die Auftretenden präsentieren sich entweder musikalisch oder mit gesellschafts- und zeitkritischen Sprüchen, mit Versen über bekannte Geschehnisse und über berühmte (einheimische) Zeitgenossen.
Auf eine lange Tradition blicken die närrischen Zeitungen — die älteste noch vorhandene stammt aus dem Jahre 1902 — zurück. Heute findet jeweils die «Gränchner Gosche», die Fasnachtszeitung, die 1948 erstmals erschien, und die sich auf humorvolle und witzige Art vor allem mit dem politischen und gesellschaftlichen Stadtgeschehen befasst, reissenden Absatz. Sie ist nicht nur wegen ihrer sprachlichen, sondern auch wegen ihrer karikaturistischen Beiträge begehrt. Bis vor zwanzig Jahren krähte der «Stierebärg-Güggel» den neuesten Klatsch in die Welt.




GRENCHEN
ATTRAKTIV
PLANUNGS

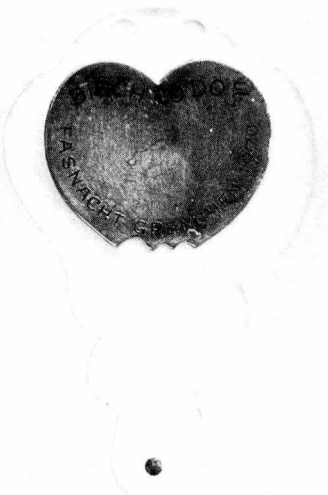
Plakette von Peter Travaglini



Plakette von Ferdinand Kaus



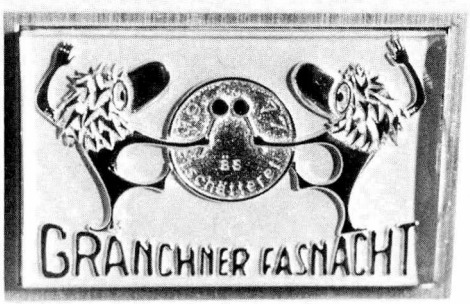
Plakette von Heinrich Bürkli



Plakette von Marcel Niederhauser



Plakette von Charly Ris



Plakette von Walter Emch



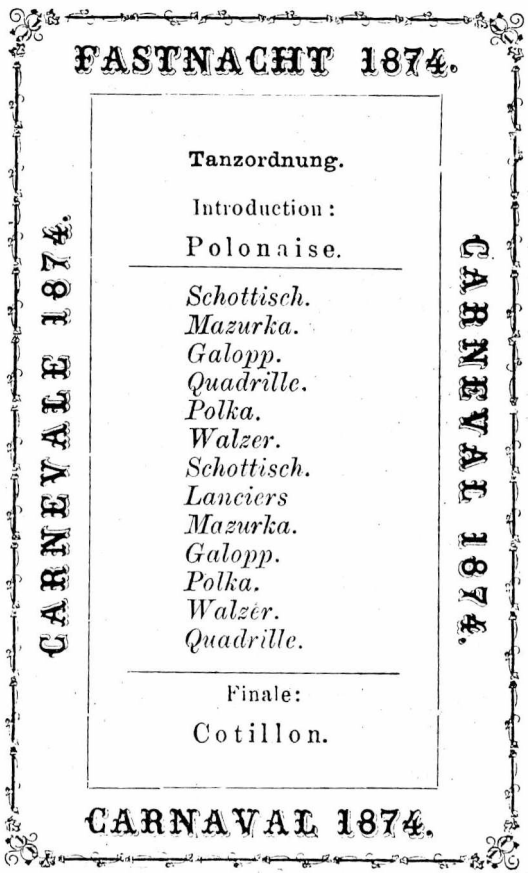
Die Zünfte und die Figuren

Das Fasnachtsgeschehen in unserer Stadt hatte immer wieder Hochs und Tiefs aufzuweisen. Das hing stets von den Personen, von den Figuren oder Persönlichkeiten, die sich daran beteiligten, ab. Mit initiativen, aktiven Leuten lief immer etwas, die Zünfte mit zugkräftigen Narren an der Spitze brachten den fasnächtlichen Karren stets wieder flott. Die älteste Zunft ist die Faschingszunft, deren Zunftmeister auch gleichzeitig Obernarr der Vereinigten Fasnachtszünfte ist. Sie wurde 1902 gegründet, hiess ein Jahr lang «Narrenzunft Schlaraffia» und war während Jahrzehnten die Lokomotive der Grenchner Fasnacht. Später kamen die «Schmelzizunft», die «Froschzunft», die «Hilarizunft», die «Lunazunft», die «Alte Garde», die «Wiiberzunft» und die «Pfännizunft» hinzu. Sie ziehen heute alle kräftig den Grenchner Fasnachtszug mit.

Wie sehr die Fasnacht mit dem kulturellen Leben der Stadt verbunden ist, beweist die Tatsache, dass zwei ehemalige Obernarren — Paul Glocker und Ferdinand Kaus — den Grenchner Kulturpreis zugesprochen erhielten.

Von einer Fasnacht bleibt in der Regel wenig übrig. Die prachtvollen Wagen, in wochenlanger Arbeit kunstvoll entstanden, werden in ihre Bestandteile zerlegt, Gedichtetes weggeschmissen, Kostüme aufgetrennt.

Die Böögen und Guggen, die Wiiber und Narren, die Tänzer und Sänger, die Chessler und Wagenbauer — sie alle erleben und geniessen die Fasnacht in vollen Zügen, denn sie ist ein Ereignis des Augenblickes. Und wenn sich dann der Kater verflüchtigt hat, erwacht bereits wieder die Vorfreude auf die nächsten närrischen Tage.



Das älteste bis jetzt bekannte Originaldokument zur Geschichte der Grenchner Fasnacht ist ein Doppelblättchen aus dem Sammelgut der Museumsgesellschaft, das Tanzanweisungen zu einem Maskenball im Bachtelenbad, dem damaligen «Knabeninstitut Breidenstein», enthält.

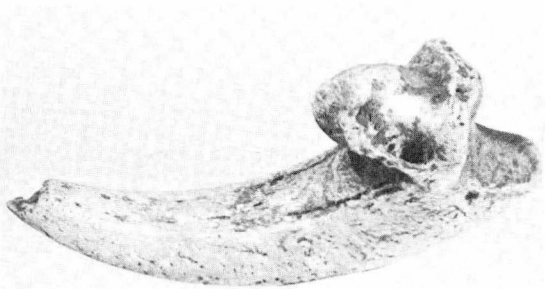
Hans Kaufmann

Ein jurassischer Bartgeier

Aus den Sammlungen
der Museumsgesellschaft

Der ausgestopfte Bart- oder Lämmergeier (Gypaetus barbatus) im schweizerischen Jagdmuseum Schloss Landshut weist unter anderem folgende Beschreibung auf: «Früher in den Alpen aber nie im Jura». Friedrich von Tschudi schreibt in seinem berühmten «Tierleben der Alpenwelt»: «Früher bewohnte dieser grösste aller europäischen Raubvögel so ziemlich alle Teile unserer Hochalpen, nie aber den Jura». 1886 wurde der letzte der mächtigen Vögel in der Schweiz erlegt, bei Visp ging er wegen eines vergifteten Fuchskadavers zugrunde, nachdem 1884 zum letzten Male ein Bartgeierpaar in der Schweiz (in den Bergen bei Vrin) gehorstet hatte. 1887 wurde noch ein Bartgeier im Bündnerland gesehen, 1898 einer im Wallis. Nach 6 Jahrzehnten tauchten wieder Bartgeier in der Schweiz auf, 1957 bei Leuk im Wallis und 1958





im grossen Melchtal bei Kerns, ohne aber bisher wieder Brutvögel zu werden; sie sind aus den Ostalpen oder aus dem Balkan hergeflogen. Während der Ausgrabungen der Burg Grenchen im Jahre 1961 wurde unter Jagd- und Haustierknochen ein Zehenglied des Bartgeiers gefunden. Das Knöchelchen, das anhand von Vergleichsmaterial eindeutig als Bartgeierknochen bestimmt werden konnte, misst über die Diagonale 37 mm; es befindet sich als äusserst wertvolles biohistorisches Dokument, das zum ersten Male den Bartgeier auch für das Juragebiet nachweist, in den Sammlungen der Museumsgesellschaft Grenchen. Die Fundschicht konnte zwischen die Jahre 1000 und 1200 datiert werden. Siehe: H.R. Stampfli, Die Tierknochenfunde der Burg Grenchen. Jahrbuch für Solothurnische Geschichte, 1962, S. 164—167.



Rainer W. Walter

Cuno Röthlisberger — Maler der alltäglichen Welt

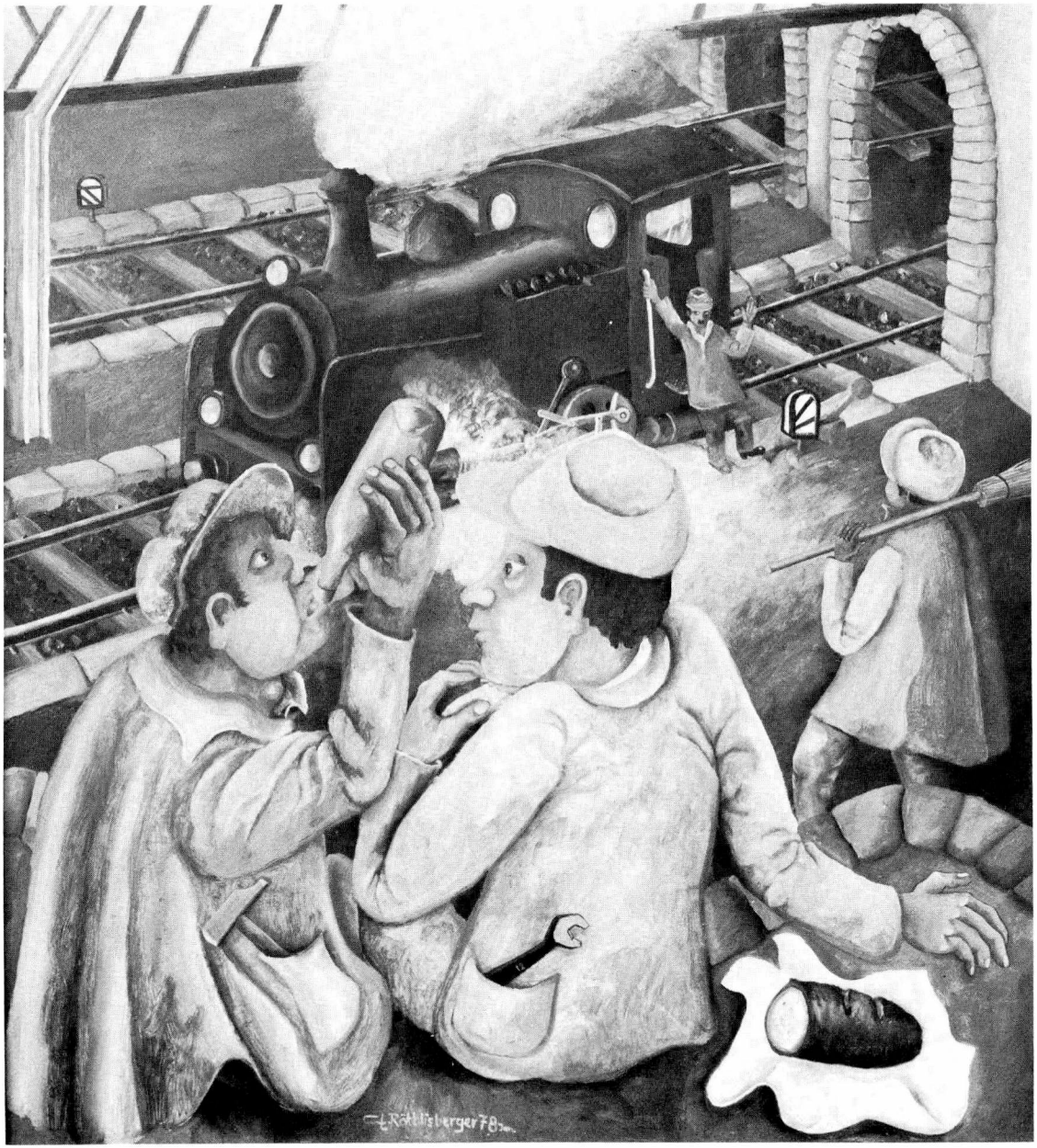


In Cuno Röthlisbergers Bildern passiert nichts Spektakuläres, nichts was nicht gestern, heute und auch morgen wieder geschehen könnte. Es sind Bilder, die einen Alltag schildern, das Leben auf einem Bauernhof, Eisenbahnarbeiter, die rasten, ein Abend über einer Seelandschaft und dann wieder Strassen und Gassen einer kleinen Stadt. Cuno Röthlisberger schildert das Alltägliche, das Gewohnte, das an sich Undramatische. Die Menschen, die diese Alltagsszenen in Cuno Röthlisbergers Kunst bevölkern, es sind Menschen, die sich von andern nicht unterscheiden, Menschen die arbeiten und die zu feiern wissen.

Und trotzdem: So einfach ist Cuno Röthlisbergers Kunst nicht zu erfassen. Wer sich nur an den äusserlich sichtbaren Formen, Figuren orientiert, dem entgleitet der Zugang, der kann die Geschichte nicht verstehen, die in jeder Arbeit des Künstlers steckt.

Cuno Röthlisbergers Landschaften und Menschen existieren irgendwo, überall und nirgends zugleich. Seine Menschen arbeiten und feiern nicht bloss, sondern sie träumen. Letztlich sind es Träume, die in die Wirklichkeit hinübergleiten, welche uns Cuno Röthlisberger schildert.

Der Rhabilleur Cuno Röthlisberger in seinem Uhrenatelier «Antika»



Pause beim Depot



Der Genesende

Ein Dorfplatz. Ein Schuhmacher besohlt alte Schuhe. Ein Mann steht am untern Bildrand und setzt gemächlich seine Pfeife in Brand. Ein junger und wohl verliebter Musikant spielt auf seiner Geige, und das Mädchen steht am Fenster seines Zimmers. Beide, der Musikant und das Mädchen haben ihre Augen geschlossen und ihre Träume begegnen sich in der überdimensionierten Sonnenblume, die zwischen ihnen aufwächst.Und plötzlich beginnt sich in uns eine Erinnerung zu regen, eine Erinnerung an Situationen, die wir längst vergessen zu haben glaubten, die nicht mehr vorhanden waren und trotzdem bestimmend in uns existierten. Ein Traum wird lebendig, der Traum, der in der Liebe die Welt zergehen liess.

* * *

Augenfällig ist, dass Cuno Röthlisbergers Bilder Ruhe ausstrahlen. Und diese Ruhe und satte Besinnlichkeit greift vom Bild auf den Betrachter über. So etwas wie leise Schwermut vermischt sich in der Sehnsucht nach dem Vergangenen, dem Verlorenen, nach der Zeit, als die Geheimnisse noch Teil des Daseins und des Alltags waren. Es ist wohl diese einzigartige, schwere und nach nichts verlangende Ruhe, die die meisten Menchen Cuno Röthlisbergers Kunst vertraut werden lassen.
Cuno Röthlisberger ist Rhabilleur. Komplizierte Uhrwerke pflegt er in seinem Atelier an der Bündengasse, bringt sie wieder in Gang und lässt sie die Zeit schlagen. Vielleicht ist es gerade dieser Umstand, dass Cuno Röthlisberger die Zeit kennt, ihre mechanischen Geheimnisse in Erfahrung gebracht hat und sie zu regulieren weiss, vielleicht sind gerade diese Dinge die Ursache dafür, dass in seinen Bildern die Zeit keine Rolle zu spielen scheint, dass sie zeitlos festhaltend sich präsentieren. Vielleicht kann nur jener die Zeit verbannen, der sie kennt . . .

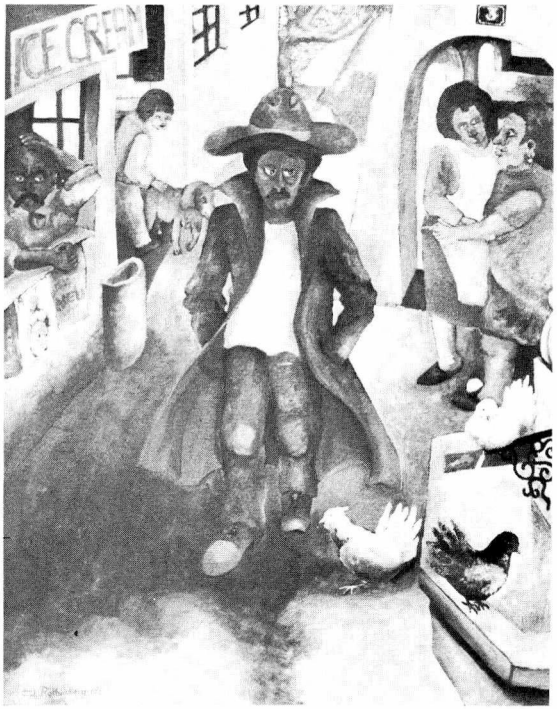
Eine Dampflokomotive steht vor dem Portal. Der Lokomotivführer winkt seinen Kollegen. Ein Streckenwärter scheint ihm Antwort zu geben, während seine beiden Arbeitskollegen auf einer Steinmauer sitzen, rasten, essen und trinken. Hinter ihnen liegt auf einem weissen Tuch ein angeschnittener Brotlaib. Einer der Arbeiter trinkt aus einer Flasche Wein, während ihm der andere fragend, erstaunt zuschaut, als wollte er sich erkundigen, wann auch ihm ein Schluck zustehe.
Auch in diesem Bilde wieder die charakteristische ruhige Statik, niemand bewegt sich zu einer unnötigen Bewegung — ein Zeitdokument des Alltäglichen.



Der Künstler Cuno Röthlisberger bei der Arbeit

An einem lauen Sommerabend



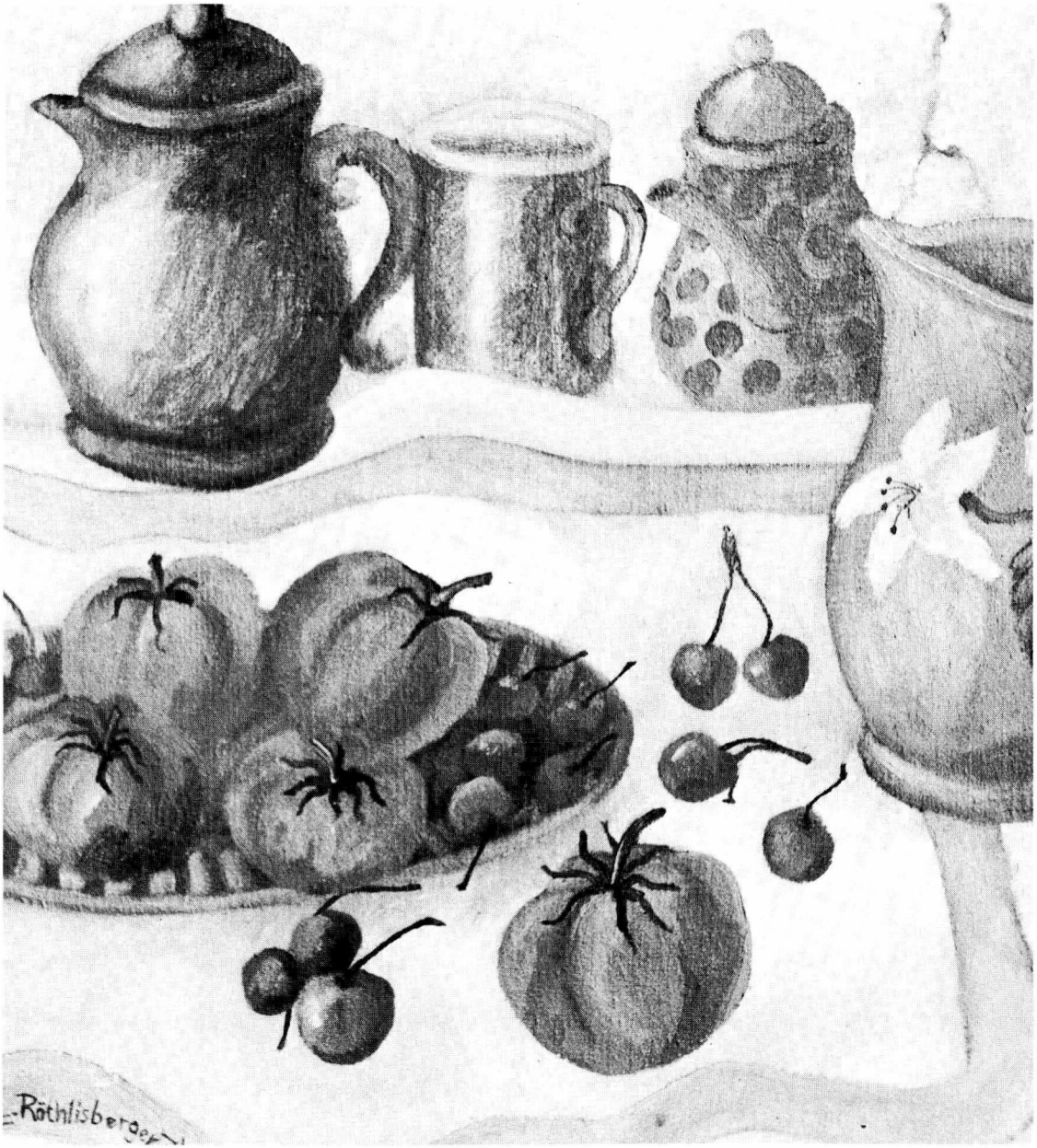


Der Fremde

Es sind nicht nur ruhige Bilder, die Cuno Röthlisberger schafft. Es sind Bilder, die weit enfernt von jeglichem Lärm erarbeitet werden. Aus diesem Grunde wirken sie echt, glaubhaft und werden zu einer Notwendigkeit, jenseits jeglichen Rummels, in einem Bezirk, in dem nur das zählt, was wirklich wahr ist.
Es wäre nun wirklich nicht zutreffend und wenig wirklich, wollten wir in Cuno Röthlisbergers Bildern ausschliesslich die Welt vergessner Träume sehen. Es wäre oberflächlich und deshalb zu einfach zugleich, wollten wir einzig die grosse Ruhe, das Alltägliche sehen oder nur die Bereitschaft, menschlichem Sehnen in unserer Zeit der Unruhe, der Hast, der Unsicherheit und des Misstrauens Ausdruck zu verleihen. In jedem Bild steckt weit mehr: Die grosse Sorge des Künstlers, dass das Menschliche zerbrechen könnte, dass das, was sich zwischen einzelnen Personen abspielt, verletzt werden könnte. Cuno Röthlisbergers Anliegen ist es unter anderem, dass wir das Schöne, Gute und Sensible bewahren können. Es ist dies ein wirkliches Anliegen, das wir letztlich zu unserem eigenen machen müssen.

Sonate bei Vollmond



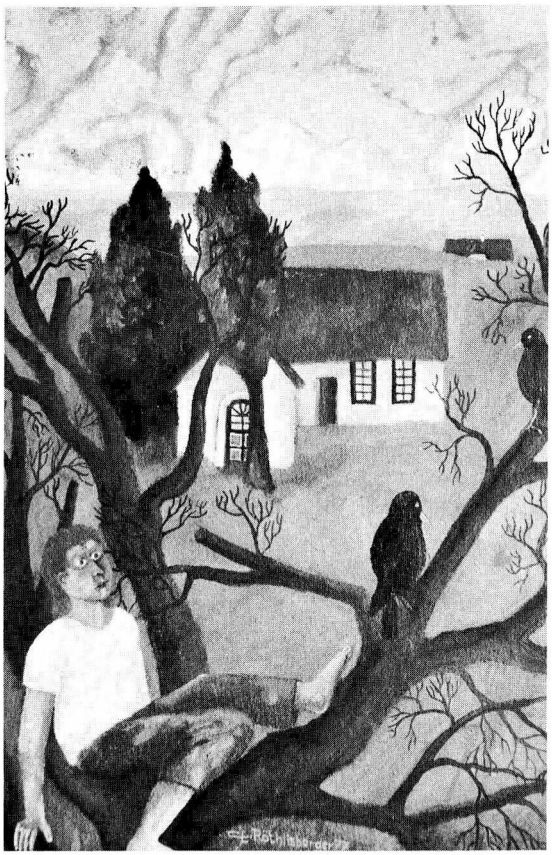


Früchte und Krüge

Auf dem Viehmarkt



Wir brauchen den fast schüchternen, ängstlichen Glauben an die Schönheit. Wir haben die Träume notwendig, die sich jenseits der erfassbaren logischen Realitäten ausbreiten und sich in unserem Alltag festhalten, als eine Garantie, dass wir neben unserer sichtbaren Welt einer andern noch anzugehören haben. Es mögen dies einige Gründe dafür sein, dass ich die Arbeiten Cuno Röthlisbergers mag, dass ich sie schätze und glaube, dass in ihnen etwas wirksam ist, das wir für die Meisterung unseres Lebens brauchen.



Auf dem Baum

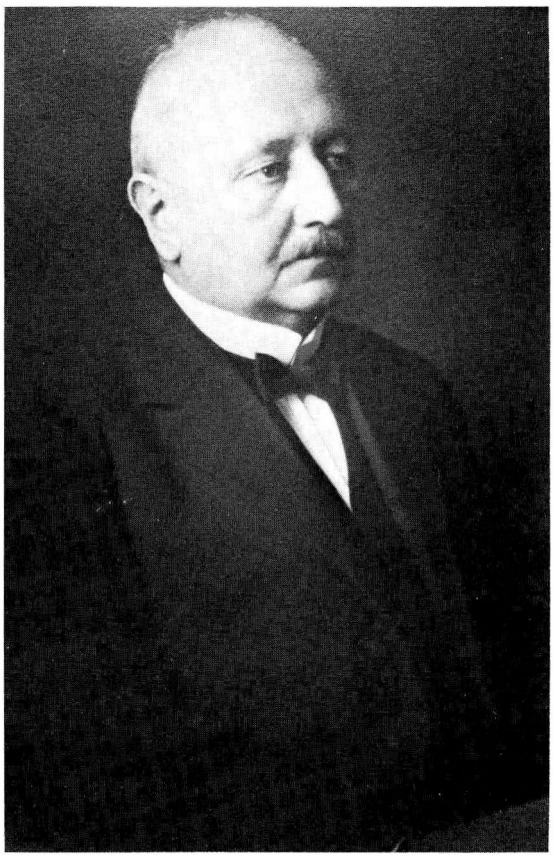
Hans Kaufmann

Robert Schedler



Am Sonntag, den 24. Januar 1909 wählte Grenchen den ersten ständigen Ortsgeistlichen der reformierten Kirchgemeinde. (Am gleichen Sonntag wurde der noch nicht 27jährige Grenchner Hermann Obrecht, der spätere Bundesrat, mit 7640 Stimmen von 8535 Stimmenden zum solothurnischen Regierungsrat gewählt.) Auf die Ausschreibung im Amtsblatt reagierte ein einziger Bewerber: Pfarrer Robert Schedler aus Wildhaus SG. Kurz vorher, am 20. Dezember, hatte Robert Schedler auf Einladung des reformierten Kirchgemeinderates hin in Grenchen eine Gastpredigt gehalten. Er wird (im Grenchner Volksblatt vom 24. Januar 1909) den Grenchnern als Mann von ruhigem, ernstem Charakter, tiefem wohlwollendem Gemüt, von angenehmem Umgang und sympathischem Äussern vorgestellt. Johann Robert Schedler wurde als Bürger von Altstätten am 6. November 1866 geboren, besuchte das Gymnasium St. Gallen und studierte in Basel und Jena Theologie. In Sax im Rheintal und in Wildhaus, Zwinglis Geburtsort, amtete er als Pfarrer, und schon 1909 war er als literarisch tätiger Historiker bekannt; er hatte ein Lebensbild des evangelischen St. Galler Theologen der Gegenreformationszeit, der später in Zürich tätig war, Jost Grob (1611—1692), verfasst. Fast vier Jahre lang wirkte Robert Schedler in Grenchen. Aus seiner Amtszeit ist leider bisher sehr wenig bekannt geworden. All-

zuglücklich scheint er aber bei uns nicht gewesen zu sein, denn an der Installationsfeier für seinen Nachfolger Pfarrer Hubacher, dessen Wahl am 17. November 1912 erfolgte, bedauerte der scheidende Pfarrer, dass er während seines Hierseins wohl Versprechen aber wenig Taten gefunden habe. Von Grenchen ging Robert Schedler als Pfarrer nach Langenthal, und später zog er nach Zürich, wo er am 8. August 1930 starb. Er war mit Julia, geb. Torgler verheiratet; seine einzige Tochter Julia lebt noch im Altersheim Bengi in Zollikon. Ihr verdanken wir die hier publizierten Photographien. Über seine weitere schriftstellerische Tätigkeit wissen wir aus



dem Historisch-biographischen Lexikon der Schweiz, dass er die «Schweizerischen Reformblätter» redigierte, dass er verschiedene Kalendererzählungen verfasste und 1919 die Geschichte der Freiherren von Sax zu Hohensax geschrieben hatte. Ein grosser literarischer Wurf gelang ihm aber 1920 mit dem Jugendbuch: Der Schmied von Göschenen. Der Schmied von Göschenen ist eines der erfolgreichsten und wertvollsten schweizerischen Jugendbücher geworden; es liegt — unveraltet — in der 11. Auflage (48. Tausend) vor. Der Schmied von Göschenen ist ein anspruchsvolles Jugendbuch, ein Buch, dessen Thematik nicht unbedingt auf grosses Verständnis rechnen durfte; denn es zeigt die Geschichte der schweizerischen Befreiungstat aus ungewohnter Blickrichtung. Die schweizerische Freiheit ist, von Schiller 1805 im Tell kanonisiert, noch heute ausschliesslich — und zu ausschliesslich — als Ergebnis rein ideellen Freiheitsstrebens der demokratischen Alpgenossenschaften im Bewusstsein verankert, eben mit den Symbolen Tell und Rütli. Hinter dem Bund von 1291 steht aber als Urzelle der Freiheit der Urner Freibrief von 1231. Und für diesen Freibrief suchte im Jahre 1900 der deutsche Historiker Aloys Schulte ein anderes, ein wirtschaftsgeographisches Symbol. In seiner «Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien» sah Schulte den Urner Freibrief nicht ideell, sondern wirtschaftspolitisch fundiert: Der starke Stauferkönig Friedrich II. entzieht dem Grafen von Habsburg den damals erst seit kurzer Zeit dem Verkehr erschlossenen Gotthardpass, die kürzeste Verbindung zwischen den Wirtschafts- und Machtzentren dieser Zeit — Oberrhein und Lombardei — und stellt ihn unmittelbar unter das Reich. Albert von Stade erwähnt 1236 erstmals den Gotthard als Transitpass. Lange hatte das kurze Wegstück der Schöllenen die einzigartigen Vorteile der Gotthardroute blockiert. Schulte sah die Hauptschwierigkeiten bei der Wegbarmachung der Schöllenen am Kirchberg

(beim Felsen, den das heutige Urnerloch durchbricht) und postulierte dort das romantisch-technische Requisit einer an Ketten hängenden «stiebenden Brücke». Deren Realisierung schrieb er der im Bau langer Wasserleitungen erfahrenen Walserbevölkerung zu, die ja auf ihrer Wanderung auch das Urserental besiedelt hatte. So kam Schulte zur Schlüsselfigur schweizerischer Unabhängigkeit in Gestalt eines anonymen Schmieds von Urseren, der die hängende «stiebende Brücke» gebaut hatte. Dass die neuere Gotthardforschung, besonders nach den Untersuchungen Laur-Belarts, heute die Hauptschwierigkeiten in der Schöllenen bei der Teufelsbrücke sieht (so dass sich an Stelle eines Schmieds eher ein Maurer oder Gerüstezimmerer aufdrängt), tangiert den grossen verkehrspolitischen Gedankengang Schultes nicht. Ausgehend vom Schmied von Urseren, Schultes, klammert Robert Schedler in seinem Jugendbuch den Walsereinfluss aus und kommt so zu einem «Schmied von Göschenen», in dem Schultes grosse Freiheitsalternative weiterlebt. Die heutige Zeit, den wirtschaftlichen Argumenten aufgeschlossener, mag solchem Symbol schweizerischer Freiheit weniger abgeneigt sein als die vergangenen Jahrzehnte; gibt doch dieses Symbol eine einleuchtende Vorstellung, warum ein mächtiger König, wenige Jahre bevor der Gotthardpass in den Alpen-Itinerarien erscheint, einer Tallandschaft am Ende der Oekumene die hohe Gunst der Reichsunmittelbarkeit verleiht. Wenigstens als Komplementärsymbol (nicht als Ersatzsymbol) müssen wir den «Schmied von Göschenen» neben Tell und Rütli anerkennen.

Wir Grenchner dürfen stolz darauf sein, dass unsere Gemeinde dem Verfasser dieses Buches während kurzer Jahre der Weinberg des Herrn war, in dem er wirken durfte.

Dass noch eine andere Symbolkategorie im Urbild schweizerischer Freiheit Platz hat, versuchte der Verfasser angesichts der Ruinen der Grottenburg Balm ob Günsberg in der Solothurner Zeitung vom 10. November 1973 zu zeigen.

Germann Vogt

Vor 50 Jahren: Ein Rekord-Segelflug von der Röti nach Grenchen

Der Flugplatz Grenchen bildet eine Attraktion für die nähere und weitere Region. An schönen Sonntagen herrscht ein reger Flugbetrieb, von überall her kommen viele Familien, um sich das emsige Treiben anzusehen. Untersuchen wir die Statistik der Flugbewegungen, so stellen wir fest, dass 1976 62293 Motorflugbewegungen — das entspricht Platz drei im gesamtschweizerischen Vergleich hinter Birrfeld und Bern — und 10 808 Segelfluglandungen auf unserm Flugplatz registriert wurden. Das ist gesamtschweizerisch gesehen der zweite Rang im Segelflug. Der Flugplatz Grenchen besteht seit Mai 1931. Er wird 1981 50 Jahre alt. Die Überschrift zeigt uns, dass der Geschichte machende Rekord-Segelflug 1928 stattfand. Damals existierte noch kein Flugfeld. Dass Grenchen in diesen Rekordflug einbezogen wurde, ist zufällig, bestimmt aber hat er die Flugbegeisterung der Grenchner gestärkt.

Aller Anfang ist kurz

Bevor wir auf den Rekordflug eintreten, wollen wir uns näher mit der Geschichte des Segelflugs befassen. Aus dem Titel geht hervor, dass auch hier aller Anfang sehr schwer war. Lange dauernde Flüge gab es nicht. Die ersten Segelflieger verdienen eigentlich ihren Namen nicht. Sie waren vielmehr Gleitflieger: Sie standen auf eine Hügelkuppe, rannten mit ihrem Flugzeug (besser Hängegleiter) den Hang hinunter und liessen sich dann für kurze Zeit in die Höhe tragen. Andere Wagemutige banden ihren Gleiter an ein Auto, rannten hinter dem immer schneller fahrenden Gefährt her und sprangen, wenn ihre Beine sie nicht mehr zu tragen vermochten, in einen Ausschnitt ihres Gleiters. Mehr als grosse Hupfer von einigen Sekunden Dauer schauten aber bei dieser Flugmethode nicht heraus.

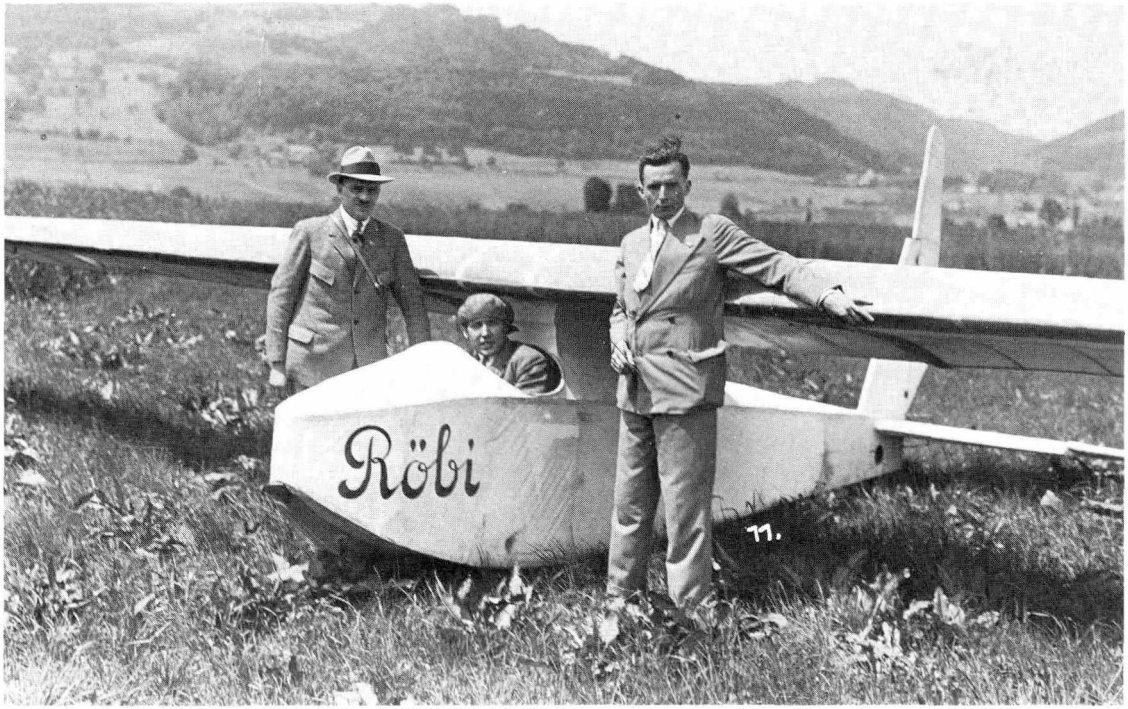
Der Erste Weltkrieg setzte bei diesen Bestrebungen im In- und Ausland eine Zäsur. 1920 nahmen die Deutschen auf dem Mittelgebirgszug der Rhön den Segelflugbetrieb wieder auf. Die Schweizer zogen im November 1921 nach mit der Gründung einer Vereinigung, die sich die Förderung des Gleitfliegens zum Ziele setzte. Lehrmeister waren die Deutschen, die schon 1921 Flüge von 21 Minuten und 33 Sekunden vollbrachten.

Da hatten es ihre Schweizer Kollegen bedeutend schwieriger. In den Jahren 1922—1928 glückte keinem einzigen Schweizer ein Segelflug, der länger als 2 Minuten gedauert hätte! Wie mussten die Schweizer staunen, als der Deutsche Nehring im August 1928 mit einem Segelflugzeug eine Strecke von 71,2 Kilometern zuücklegte. 1925 beispielsweise machte unser

verstorbener Willi Farner von sich reden, als er am Etzel 1 Minute und 30 Sekunden in der Luft blieb. 1926 fand auf dem Gottschalkenberg ein Gleitflugmeeting statt. Jakob Spalinger stellte damals mit einem Flug von 1 780 Metern und von 1 Minute und 42 Sekunden Dauer einen Schweizer Rekord auf. «Von den 92 Startversuchen erhielten 11 das Prädikat «nicht vom Boden», 10 «kleine Sprünge», 6 endeten mit Bruch. «Flüge von 10 Sekunden Dauer und mehr durften nur wenige verzeichnen», schreibt Dr. Erich Tilgenkamp in seinem dreibändigen Werk «die Geschichte der Schweizer Luftfahrt» über den Wettkampf auf dem Gottschalkenberg.

Alfred Elsässer bricht den Bann

Mit dem Schweizer Segelflugsport war es also schlecht bestellt. Der Mann, der den Schweizer Fliegern Mut machte und das Segelfliegen einen Schritt vorwärts brachte, war Alfred Elsässer aus Kirchberg bei Burgdorf. Dort erblickte er 1904 als Sohn des Weberei-Besitzers Johann Elsässer und der Martha Oberholzer das Licht der Welt. Im Kreise von nicht weniger als 17 Geschwistern wuchs er auf. 3 Geschwister stammten aus der ersten Ehe seines Vaters, 14 aus der zweiten. Johann Elsässer war allen technischen Neuerungen gegenüber sehr aufgeschlossen.



Alfred Elsässer am Steuer seines selbst gebauten Segelflugzeuges «Röbi!». Deutlich ist die Segeltuchbespannung des Rumpfes zu erkennen, der ungefähr 5—6 Meter lang gewesen ist. Die Spannweite betrug schätzungsweise 12 Meter. Beim Flugzeug stehen links (mit Hut) der damalige Präsident der Berner Flugsportgruppe, Dr. H. Aeschbacher, und rechts Robert Gsell, der spätere Direktor des eidgenössischen Luftamtes. Er fand übrigens auf ähnliche Weise wie Alfred Elsässer den Tod: Er stürzte in der Schöllenen mit einem selbst konstruierten Motorsegler ab.

Das Auto, der Filmapparat, das Grammophon und das Orchestrion waren für ihn Selbstverständlichkeiten. Er und sein Bruder waren technisch sehr begabt, und sie pröbelten immer wieder an Neuerungen und Erfindungen herum. Dieses Talent hatte sich auch auf seinen Sohn Alfred vererbt. So wundert es einen nicht, dass dieser im nahen Burgdorf das Technikum besuchte. Seine Freizeit hatte er ganz dem Fliegen verschrieben. Mit Freunden zusammen baute er zwei Hängegleiter, den «Pegasus» und den «Ikarus». Mit ihnen hüpfte und glitt er die Hügel und Hänge rund um Kirchberg hinunter. Dann baute er das für die damalige Zeit moderne Segelflugzeug «Röbi», einen Hochdecker. Die genauen Masse sind uns nicht überliefert, doch aufgrund der Foto dürfen wir den mit Stoff bezogenen Rumpf auf eine Länge von 5—6 Metern schätzen, die Spannweite der Flügel wird 12 Meter betragen haben. Mit «Röbi» vollbrachte Alfred Elsässer seinen Rekordflug.

Der Rekord: 12,5 Kilometer weit und 22 Minuten in der Luft

Beim Lesen dieser Zahlen können wir heute kaum glauben, dass ein Flug von dieser Länge und von dieser Dauer einen aufsehenerregenden Rekord bedeutete. Die 12,5 Kilometer entsprechen der Strecke Röti—Grenchen. Sie legte Alfred Elsässer am 19. Februar 1928 zurück, damit brach er den Bann und erfüllte die Schweizer Segelflieger mit neuer Zuversicht und Hoffnung. Genau genommen war auch dieser Rekordflug kein Segelflug, sondern ein Gleitflug. Der Fachmann spricht erst dann von einem Segelflug, wenn der Pilot mit seinem Flugzeug den Startplatz überhöht. Alfred Elsässer aber glitt von einem höher gelegenen an einen tiefer gelegenen Ort. Aber diese Feststellung tut der damaligen Leistung keinen Abbruch. Noch zu Beginn der Dreissiger Jahre waren schweizerische Segelfluglager in grossen Höhen, beispielsweise auf dem Jungfraujoch, gang und gäbe.

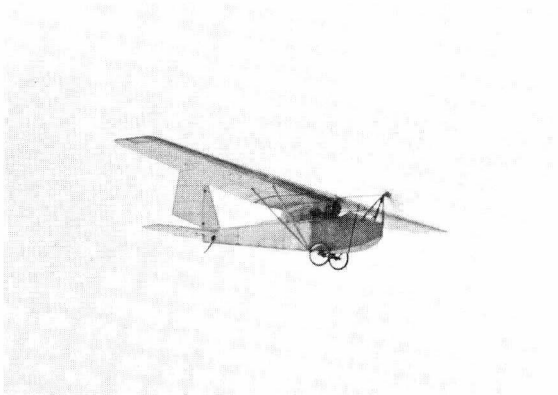
Dem Leser mag vielleicht aufgefallen sein, dass der Rekordflug am 19. Februar stattfand. Da war nicht der Zufall im Spiel, dass mitten im Winter zum Flug gestartet wurde. Bei der damaligen Startmethode mit dem Gummiseil war man froh, wenn der Boden fest gefroren war. Fester Boden ersparte das Erstellen von langen Holzgleitbahnen.

Frühzeitiger Tod

Im gleichen Jahr konnte Alfred Elsässer noch einen Erfolg verzeichnen. Er liess seinen «Röbi» auf den Niesen bringen. Von dem Voralpengipfel flog er in 33 Minuten nach Uetendorf.
Nach diesem Triumph rüstete er sein Segelflugzeug mit einem Motor eines Douglas Motorrades aus. Vor den Augen seiner Familienangehörigen stürzte er damit am 5. Dezember 1928 tödlich ab. Sie filmten den Flug und damit auch seinen Todessturz. Der Motor soll einwandfrei funktioniert haben. Seine Angehörigen vermuteten eine Fehlmanipulation, da sich Alfred Elsässer zur Zeit seines Absturzes in einem seelischen Tief befand, allen fliegerischen Erfolgen zum Trotz.
So raffte Schnitter Tod frühzeitig ein hoffnungsvolles fliegerisches Talent dahin, aber der von ihm ausgelöste Impuls beflügelte die schweizerischen Segelflieger in hohem Masse.

Der Pionier schildert seinen Rekordflug

In dem bereits erwähnten Buch von Dr. Erich Tilgenkamp schildert Alfred Elsässer seinen Rekordflug. Die Frische und Lebendigkeit des Berichts vermag uns noch heute einen guten Begriff zu vermitteln von den Schwierigkeiten des Segelfliegens und von dem Pioniergeist, der die damaligen Piloten beseelte.
Das Segelflugzeug wurde von Belpmoos mit Hilfe eines Fords auf den Weissenstein gebracht. Für das letzte Teilstück musste ein Esel einge-



«Röbi» als Motorsegler. Alfred Elsässer rüstete das Segelflugzeug mit einem Motor eines Douglas Motorrades aus. Am 5. Dezember 1928 stürzte er mit diesem Flugzeug tödlich ab.

spannt werden, da der Motor des Autos kochte. Das Flugzeug wurde in der grossen Glashalle des Hotels abgestellt. Elsässer erzählt: «Bei strahlendem Wetter stiegen wir am folgenden Tag wieder auf den Weissenstein. Schon um 11 Uhr waren wir oben und hatten reichlich Zeit, unsern Vogel auf die Rötifluh zu transportieren. Dort wurde er montiert. Der Start wurde auf genau 2 Uhr 30 festgesetzt. Zum Glück waren viele Ausflügler anwesend, so dass ich mit einer kräftigen Startmannschaft rechnen konnte. Der Start ist dort oben sehr wichtig. Da es überall steinig ist, wäre eine Notlandung ohne Bruch kaum möglich. (. . .) Ich bereitete den Start gut vor. Die Leute waren komisch still geworden. Heimlich musste ich über die vielen ernsten Gesichter lachen. Der Hotelier hatte nämlich verkündet, vor dem Berg seien gewaltige Fallböen. (. . .) Ich gebe zu, dass mich unmittelbar vor dem Start ein schwaches Gefühl der Beklemmung beschlich. (. . .) Um 2 Uhr 30 liess ich das Seil vom Start ausziehen. Ich wartete eine kurze Windflaute ab, rief: «los!», und schon löste sich der Vogel vom Boden. Mit einem gewaltigen «Hurrah» schoss ich über die Gipfel der Tannen hinaus in den Raum. Zuerst wollte ich vom Berg wegkurven. Doch plötzlich fühlte ich Aufwind, gab Gegensteuer und segelte nun dem Bergkamm entlang. So sah ich das Hotel rechts unter mir und konnte es kaum fassen, dass ich demnach noch keine Höhe verloren hatte. Doch zwangen mich bedenkliche Böen, vom Berg wegzudrehen. Ich nahm Kurs nach Solothurn. Über dem vordern Bergkamm spürte ich Aufwind. Schon war ich über Solothurn, doch hatte ich mich noch für keine bestimmte Flugrichtung entschlossen. Als ich eine Handvoll Club-Anmeldungskarten über Bord warf, konstatierte ich Windstille. Nach einer grossen Rechtsschleife flog ich der Aare entlang Selzach zu. (. . .) Über Selzach streute ich wieder Karten aus und jodelte dazu. (. . .) Meine Uhr zeigte 20 Minuten Flugzeit, als ich zirka 150 m über dem Bahnhof Grenchen nach einem geeigneten Landungsplatz ausschaute. Da vor mir Bäume und Leitungen das Landen erschwerten, legte ich den Apparat mit viel Schuss in eine Steilkurve. Nach einer regelrechten Achterschleife landete ich mit grosser Geschwindigkeit in der Nähe des Bahnhofes.» (Auf dem Areal, auf dem heute die Rodania steht).

Herzlichen Dank schuldet der Verfasser Herrn A. Martig, Kirchberg, dem Neffen Alfred Elsässers. Die Fotos stammen aus dem Familienarchiv. Herr Martig ist mit Grenchen eng verbunden, denn er ist nebenamtlicher Fluglehrer der Motor- und Segelfluggruppe Grenchen.

Hans Kaufmann

Flexuren

In Bergesadern, Mauergründen
ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden.
Faust II

Der Züchter

Die Freude über das neue Mitglied war nur von kurzer Dauer. Vier Wochen nach dem Eintritt in den Taubenzüchterverein «Ala» fand nämlich die Prämiierungsausstellung in der Turnhalle statt, und die sechs bisherigen Mitglieder merkten erst bei den Vorbereitungen, dass der Neue, der aus einem Aussenquartier der Grossstadt zugezogen war, sozusagen als Kuckucksei in ihr Nest gefallen war. Allen war plötzlich § 11 der Statuten gegenwärtig, wonach jährlich nicht mehr als je sechs goldene, silberne und bronzene Auszeichnungen zu vergeben seien. In Hinblick auf diese Bestimmungen hatten sie denn auch seinerzeit die Trophäenkästen beim Schreiner ausführen lassen. Jedem war seit der Gründung vor zwölf Jahren je ein Gold/Silber/Bronze-Satz zugesprochen worden. Diesmal waren sich alle darüber einig, dass dem Neuen eine Medaille gehöre; denn seine Tierchen waren untadelig. Und diese Bronzemedaille ging natürlich auf Kosten des Buchhalters, ohne dass man je darüber gesprochen hätte. Der war ein stiller Mensch, wie alle Taubenzüchter; still frass er den Zorn in sich hinein. Die gestörte Symmetrie im Trophäenkasten verleidete ihm die Taubenzucht. Nach drei Monaten hatte er seine Tauben verkauft, und der Verein hatte vorläufig keinen Aktuar mehr. Der Neue, dem gar nicht bewusst wurde, was er angerichtet hatte, war glücklich über seine Bronzemedaille, war er doch im grossen Stadtverein über eine papierene Ehrenmeldung nicht hinausgekommen. Der Ausgestossene übertrug die Liebe zu den Gefiederten auf die freilebenden Arten; aber noch lange krampfte sich sein Herz zusammen, wenn er einen Flug Tauben sah. Als er einmal selbstvergessen den Tauben des Direktors zuschaute, wie sie auf frisch gepflügtem Acker eifrig pickten, flog eine Elster neben den Tauben auf und schwang sich in ihren Kobel auf der grossen Buche am Waldrand. Der Zufall wollte es, dass sich ihm am gleichen Abend aus dem Radio die Melodien von Rossinis «gazza ladra» ins Ohr schmeichelten; der Buchhalter wurde nachdenklich. Eine Woche lang spazierte er abends an den Waldrand, und am Samstag, in der ersten Morgendämmerung, stieg er mit Steigeisen zum Elsternkobel auf. Die Literatur über die Rabenvögel und der «Lorenz» hatten den Plan ausreifen lassen. Sorgfältig bettete er vier der sieben Eier in eine wattierte Schachtel und legte sie dann zuhause in den primitiven Brutapparat. Als die Nesthocker aus der Schale brachen, entschuldigte er sich am Arbeitsplatz wegen Krankheit und fütterte die nackten Wesen, wie es die Literatur vorschrieb. Drei der Vögel brachte er mit Geduld gross, und wenn er den Käfig öffnete, folgten sie ihm überall in der

Wohnung nach. Später quartierte er sie in die leerstehenden Taubenschläge um, in denen er aus Zweigen möglichst naturähnliche Elsternnester einbaute. Jede freie Stunde verwendete er auf die eigentliche Erziehung, und mit Freude beobachtete er, wie sie sorgfältig ausgewählte glänzende Gegenstände aus Blech und Draht in das Nestgeflecht einbauten. Später entfernte er den Blechschmuck wieder und liess die Vögel ins Freie fliegen. Es war ein grosser Augenblick, als er den ersten schmalen Goldring aus dem Geflecht lösen konnte. Er beschloss jetzt, grösser ins Geschäft einzusteigen. Nach und nach vermehrte er seine Schar; die anstrengenden Aufzuchtzeiten legte er in wohlterminierte Ferien. Als die Tage kürzer wurden, nahm die Ernte natürlich ab, denn zuviele Fenster waren jetzt geschlossen. Vom Mai an trug die winterliche Dressurarbeit wieder reiche Früchte. Von Zeit zu Zeit schmolz er in der Küche das Gold und Silber zu kleinen Barren, nachdem er zuvor allfällige edle Steine ausgebrochen hatte. Den Verkauf verteilte er auf mehrere entfernte Aufkäufer, und nach zwei Jahren liess er sich aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig pensionieren. Die Häufigkeit ungeklärter Diebstähle in der warmen Jahreszeit war dem Frieden des Dorfes nicht besonders zuträglich. Das abartige Verhalten der Dorfbewohner sprach sich mit der Zeit herum. Jetzt sammelt ein Soziologiestudent Unterlagen über die überdurchschnittliche Aggressivität in diesem engbegrenzten Raum für seine Doktorarbeit. Er wohnt beim einzigen friedlichen Menschen des Dorfes. Da er absolut keine naturwissenschaftlichen Interessen besitzt, fällt es ihm nicht weiter auf, das es ja gar keine Tauben sind, die im Taubenschlag über seinem Fenster aus- und einfliegen.

Die Superdividende

An unserem humanistischen Gymnasium wurde seinerzeit alles Wirtschaftliche klein geschrieben; Lehrer und Schüler waren gleichermassen darauf stolz, höchstens von antiken Wirtschaftszusammenhängen einen Schimmer zu haben. Schlechte Leistungen provozierten oft die hämische Frage gewisser Lehrer, ob sich denn der Schüler ernsthaft mit dem Gedanken beschäftige, in die Handelsschule zu wechseln, welche Versetzung dem Humanisten infamster sozialer Abstieg bedeutete. Einen Zugang zur Wirtschaft fanden wir trotzdem, und zwar zu deren Konkretissimum. Es war denn auch die Stammwirtschaft der Studentenverbindung, wo wir «Füchse» erstmals staunend einem genialen wirtschaftswissenschaftlichen Kolleg beiwohnen durften. Der Dozent, ein «Alter Herr», war nach dem Kriege aus fernem Ausland zurückgekehrt, nicht sehr reich, aber mit genügend Mitteln zu einen otium com dignitate, in dem er ein System erdacht hatte, das er uns jetzt selbstlos preisgab. Es gründete sich vor allem auf eine sorgsam zusammengetragene Liste von Aktiengesellschaften, die keine Dividende ausschütteten, deren Aktien daher zu Schleuderpreisen erhältlich waren, von Gesellschaften, die aber doch jährlich eine imbissgarnierte Generalversammlung abhielten. Da in der Liste viele Privatbahnunternehmen vertreten waren, die auf ihren Streckenabschnitten Gratisfahrten zum Besuche der Jahresversammlungen abgaben, liessen sich wohlfeile Ortsveränderungen in das System einbauen. An Hand dieser Liste, eines Kalenders und einer Landkarte der Schweiz hatte er einen Netzplan entworfen, indem er Aktienpreise, Orte und mutmassliche Daten der Versammlungen so optimierte, dass jährlich eine vergnügliche Schweizerreise über viele Wochen hin entstand. Von jeder dieser Gesellschaften kaufte er eine Aktie — nur eine. Mit diesem Verfahren wertete er ertragslose, praktisch wertlose Aktien zu ausserordentlichen Renditepapieren auf. Während wir auf seine Aufmunterung hin die Nettorendite an einem konkreten Beispiel berechneten, honorierte er unsere geistige Anstrengung mit vollen Bechern. Seine Belehrung, der Besitz von zwei solcher Aktien würde die Rendite halbieren, war bereits unnötig; wir hatten das System verstan-

den. Von diesem Tage an baute ich den Schülern der Handelsschule gegenüber den humanistischen Dünkel massvoll ab.

Die Karriere

Es begann damit, dass drei junge Initianten der städtischen Kulturkommission vorschlugen, im Untergeschoss des leerstehenden Warenhauses ein Kleintheater einzurichten. Die Kulturkommission beantragte den Behörden, dieses Unternehmen zu unterstützen. Der Theaterbetrieb begann und bereicherte das kulturelle Leben merklich. Nach der siebten Aufführung war ein Brief der Kantonalen Gebäudeversicherung in der Post der Warenhausgesellschaft, der das Gebäude noch immer gehörte und die dem Theaterbetrieb auf Zusehen hin entschädigungslos zugestimmt hatte. Die Gebäudeversicherung hatte zufällig aus der Presse von der Existenz des Theaters Kenntnis erhalten und verlangte nun die Einhaltung der vorgeschriebenen feuerpolizeilichen Massnahmen. Die Warenhausgesellschaft sandte den Brief kommentarlos mit einem Registraturvermerk an die städtische Behörde; die ihrerseits brachte einen Registraturvermerk an und schickte den Brief an die Kulturkommission. Die Kulturkommission sandte das Schreiben ohne Registraturvermerk (weil sie als junge städtische Organisation noch kein kompliziertes Registratursystem erarbeitet hat, sondern ihre Akten nur in entsprechend angeschriebenen Kuverts lagert) an die Theaterleitung weiter. Und die Theaterleitung schickte den Brief mit einem Begleitvermerk an die Kulturkommission zurück: Die Defizitgarantie seit für den Theaterbetrieb gedacht, nicht für Brandschutzmassnahmen. Mit 5 : 2 Stimmen schloss sich die Kulturkommission dieser Interpretation an und entlockte den Behörden einen zweckgebundenen Brandschutz-Nachtragskredit. Die baulichen und gerätemässigen Forderungen der Gebäudeversicherung wurden erfüllt, der Theaterbetrieb ging weiter. Vier Aufführungen lang. Dann schrieb die Gebäudeversicherung wieder einen Brief an die Warenhausgesellschaft: Im ersten Schreiben sei eine Forderung irrtümlicherweise vergessen worden, nämlich die Präsenz einer ständigen Brandwache während der Aufführungen. Der Brief nahm seinen Weg über Behörden und Kulturkommission zur Theaterleitung und zurück zur Kulturkommission, mit dem Hinweis, das Ensemble sei zum Theater-, nicht zum Feuerwehrspielen da. Einstimmig fasste die Kulturkommission den Beschluss, die städtische Feuerwehr zu bitten, diesen Dienst im Dienste der Kultur zu übernehmen. Die aber wehrte sich in einem Antwortschreiben beleidigten Untertones gegen solche Zumutung. Die Kulturkommission beratschlagte darüber in nächster Sitzung, erfolglos, was einen hässlich-lakonischen Protokolleintrag auf sonst blütenweissem Blatt zeitigte. Wenn etwas während der sitzungsgeldberechtigenden Zeit nicht gelöst werden kann, schliesst diese Kommission die Sitzung, bestellt Bier und redet vernünftig darüber weiter. Und die Inspiration kam, eine synchrone Kollektivinspiration: Die Mitglieder der Kommission wollten den Feuerwehrdienst selbst übernehmen, schön in alphabetischer Reihenfolge ihrer Namen. Ohne Gradbezeichnung ist aber kein Feuerwehrmann etwas wert. Aber welche Hierarchiegrade sollten hier in Frage kommen? Der städtische Feuerwehrkommandant ist Major; in ganz grossen Städten soll er sogar Obersten geben; wenigstens ein Oberstleutnant war vor Jahren einmal von einem Mitglied gesichtet worden. — Bald war die Theaterfeuerwehr konstituiert, ein Protokoll darüber ausgefertigt, Dienstbüchlein waren konzipiert, die Uniformfrage war gelöst. Der Kommissionspräsident ernannte den Kommandanten zum Divisionär, denn er hatte bereits einen halben Tag Erfahrung an einer Betriebsfeuerwehrübung gesammelt. Der Divisionär ernannte sieben Brigadiers. Gradabzeichen ist ein gepresstes Eichenblatt; der Divisionär trägt zwei. Beförderungen sind vorgesehen. Der Brigadierrang wurde grosszü-

gigerweise auch dem sonst stimmrechtlosen Aktuar verliehen, und es wurde beschlossen, im Verkehr mit ausländischen Dienststellen die international verständlicheren Gradbezeichnungen Generalleutnant und Generalmajor zu verwenden. Seither sitzt während jeder Theateraufführung links vor der Bühne ein Mann (an jeder achten Aufführung auch eine Frau) vor einem winzigen Tischchen. Auf dem Tisch liegt ein gepresstes Eichenblatt (oder deren zwei) und ein vollgesogener Badeschwamm. Der Andrang zum Theater ist gross, denn viele wollen einmal die ranghöchsten Feuerwehroffiziere der westlichen Hemisphäre ansehen. Und als man sich so richtig darüber im klaren war, dass das Element der Feuerwehr das Wasser ist, wurden bald die Generalsränge in die entsprechenden Stufen der Admiralitätshierarchie transportiert.

Der goldene Nagel

Am 10. Mai 1869 schlugen Präsident Stanford der Central Pacific Railroad, die von Westen her baute, und Vizepräsident Durant der Union Pacific Railroad, die von Osten her kam, bei Promontory Point in Utah einen goldenen Schienennagel in die zuletzt gelegte Schwelle. Tags zuvor hatten sich die zwei Gesellschaften getroffen; atlantischer und pazifischer Ozean waren erstmals durch einen Schienenstrang verbunden. Das aber wollen wir jetzt vergessen. Solch ein Schienennagel ist gross, er wiegt sicher gut ein Kilogramm. Immer wenn das Gefühl in mir hochsteigt, ich müsste nun doch endlich etwas zur Aeuffnung meiner materiellen Güter tun, sehe ich mich nach einer grossen Eisenzange um und bin bereit, nach Promontory zu reisen, um dort in dunkler Nacht, zwischen zwei Zügen, den Nagel zu ziehen. Der nächste Zug wird deswegen bestimmt nicht entgleisen. Ich bin ganz sicher, dass noch nie jemand auf den gleichen originellen Gedanken gekommen ist. Gold rostet auch in 109 Jahren nicht. Der Nagel muss noch dort sein.

Gerald Lechner

Comeback der «Yodel Queen»



Streifzug durch das Leben von Therese Wirth-von Känel

Das Jahr 1978 begann für Therese Wirth-von Känel bei sommerlichen Temperaturen im südlichsten Teil der Vereinigten Staaten, genau: in Miami, Florida. Dort, wo das «Seaquarium» mit der berühmten Delphin-Show unzählige Besucher aus aller Welt anlockt, gab es um den Jahreswechsel herum also auch eine Attraktion ganz anderer Art: «The Swiss Yodel Queen» gastierte im «Swiss Chalet» mehrere Wochen und begeisterte die Amerikaner. Das Gastspiel in den USA bedeutete für Therese Wirth-von Känel viel: zum einen war es ein grosses, noch lange nachklingendes Erlebnis, zum anderen der vorläufige Höhepunkt einer nach jahrelangem Unterbruch wieder fortgesetzten Karriere. Ein «Comeback» also, eine Wiederkehr - und dies auch in einer anderen Hinsicht. 19 Jahre zuvor nämlich war Therese Wirth-von Känel schon einmal als «Yodel-Queen» in den USA gefeiert worden. Damals war sie mit einer grossen Schweizer Folklore-Gruppe nach New York gekommen; die Geschwister Schmid («the Trio Smeed in antic Alpine novelty» stand in einer Zeitung zu lesen), Peter Hinnen, die Kernser Singknaben und die Alphornbläser-Familie Christen waren dabei. Fünf Wochen lang traten die Schweizer mit ihrem «colourful spectacle» in der 6200 Zuschau-

er fassenden «Radio City Hall» täglich viermal auf — eine rechte Strapaze, aber auch «ein Riesenerfolg, der sich in der Heimat herumsprach und für mich selbst ein wahres Sprungbrett war», wie sich Therese Wirth-von Känel heute erinnert.

Zwei Gastspiele in den USA, zwei Höhepunkte einer Karriere, die vor 35 Jahren begann. In diesen 35 Jahren hat die Grenchner Jodel-Königin unzähligen Menschen mit ihren Liedern Freude bereitet, mit ihrem grossen Können die Zuhörer begeistert, anderseits aber auch selbst viel Schönes erlebt und zahlreiche gute Freunde gefunden. Freilich ist ein Rückblick auf diese 35



Die kleine Therese — schon mit dem unverkennbaren Lächeln späterer Jahre



So hübsch sah die 18jährige Therese von Känel aus — kein Wunder, dass sich ein gewisser Werner Wirth in sie verliebte!

Jahre für sie auch immer mit Schmerz verbunden: Drei Jahrzehnte lang wusste sie ihren geliebten Gatten Werner an ihrer Seite, mit ihm trat sie zumeist auf und führte «eine phantastisch glückliche Ehe», bis Werner Wirth 1974 der schrecklichen Krankheit Krebs erlag. Seitdem hat sich für Therese Wirth-von Känel viel geändert und es brauchte eine gewisse Zeit, bis sie sich seelisch aufgefangen hatte, bis sie sich von der inneren Verkrampfung löste und wieder auftreten konnte. «Ich glaubte, gar nicht mehr singen zu können. Doch eine ärztliche Untersuchung ergab, dass meine Stimmbänder — beim Jodeln besonders wichtig — noch völlig intakt



Eine Aufnahme aus dem Jahre 1952, als Therese Wirth-von Känel einen Monat lang in Strasbourg in der Operette «Im weissen Rössl» auftrat.



Der freundliche Herr, der hier in Mürren mit der Jodel-Königin spricht, ist Feldmarschall Viscount Montgomery, Englands Held im Zweiten Weltkrieg.

waren und der Beanspruchung standhielten. Da begann ich wieder zu üben und bald auch wieder aufzutreten. In Bern und Luzern fand ich bei Gastspielen Anerkennung und deshalb auch den Mut zum Weitermachen. Radio-Konzerte und ein Auftritt in der beliebten TV-Sendung «Zum doppelten Engel» folgten meinem USA-Gastspiel; ein besonderes Erlebnis war aber das «Buure-Zmorge» im Grenchner Kleintheater im letzten November — hier durfte ich spüren, dass ich in meiner Heimatstadt viele gute Freunde habe».

Für Therese Wirth-von Känel ist Grenchen die Heimatstadt, wenn auch nicht der Geburtsort. Geboren wurde sie in Erstfeld (Uri), aufgewachsen ist sie in Arth-Goldau, wo ihr Vater «Bähnler»war. «Schon als Kind habe ich viel gejodelt, aber nie in der Öffentlichkeit. Ich ging zum Jodeln in die Natur, am schönsten war es in der Einsamkeit des Rossberges. In den Bergen spürt man — so empfinde ich es wenigstens — die Verbundenheit mit der Heimat am eindringlichsten. Und dann jodelt man eben, um diesem Gefühl Ausdruck zu geben.»

Vor Publikum begann Therese Wirth-von Känel erst nach der Hochzeit mit ihrem Werner zu jodeln. Die beiden hatten sich im Theater in Arth kennengelernt, wo Werner Klavier spielte. Nach

der Heirat (im Jahre 1944) taucht bald einmal die Idee auf, zusammen ein paar Nummern einzustudieren: Jodel, folkloristische Lieder und kurze Sketchs «non-stop». 1945 war das junge Ehepaar nach Grenchen gezügelt und hatte bei einem Vereinsabend so grossen Erfolg, dass weitere Angebote zu Auftritten nicht ausblieben. Therese merkte allerdings bald einmal, dass ihr Talent noch etwas Ausbildung brauchte. Die bekannte Sängerinn Ruth Pache übernahm dies und durfte erleben, dass die hübsche Schülerin auch im «klassischen» Gesang grosse Fortschritte verzeichnete — was dazu führte, dass Therese Wirth-von Känel fortan nicht mehr «nur» als Jodlerin galt, sondern in Radio-Konzerten etwa mit den Koloraturen von Toni Leutwyler überzeugte.

Das Schönste aber waren für Therese Wirth-von Känel immer die gemeinsamen Auftritte mit ihrem Gatten. «Wir wuchsen mit den Jahren zu einem Team, in dem jeder die kleinste Nuance des anderen haargenau kannte und entsprechend reagierte. Werner begleitete mich auf dem Akkordeon und trieb seine Spässe, die beim Publikum immer ankamen. Unzählige Male sind wir gemeinsam aufgetreten — ich glaube, dass es keine Stadt, kein Dörflein in der Schweiz gibt, wo ich nicht gesungen und gejodelt habe. Von den Radio-Sendungen ganz zu schweigen. Und übrigens bin ich auch auf rund 50 Schallplatten zu hören . . .»

In den Fünfziger- und Sechzigerjahren wurde Therese Wirth-von Känel oftmals auch von ausländischen Radio-Sendern engagiert; besonders gerne erinnert sie sich an Konzerte im Südwestfunk, aber auch an Aufnahmen in Luxemburg und London. Und natürlich konnte das Fernsehen die attraktive Sängerin und Jodlerin in der kleidsamen Solothurner Sonntags-Tracht nicht übersehen, sogar auf amerikanischen Mattscheiben leuchtete sie auf und die BBC schickte das Bild der Grenchner Jodlerin mehrmals in englische Wohnzimmer. Einen Live-Auftritt in London — bei der Woche der leichten Musik in der Royal Festival Hall — im Jahre



Therese Wirth-von Känel bei einem Konzert mit dem Orchester des Südwestfunkes (Leitung Willy Stech, links) im Jahre 1956.

1960 rechnet sie zu den Höhepunkten ihrer Karriere.

25 Jahre lang folgten sich kleine und grosse Gastspiele, Tourneen im In- und Ausland, Radio-Aufnahmen und TV-Auftitte. Dann war, für Freunde und Bekannte fast unverständlich, plötzlich Schluss: Werner Wirth fand eines Tages, es sei nun genug (aus der Distanz gesehen meint Therese Wirth-von Känel heute, dass Werner vermutlich unbewusst die schleichende Todkrankheit in sich spürte). Zum Abschluss der gemeinsamen Karriere gab es im Herbst 1969 im Parktheater ein Fest, das niemand vergisst, der dabei war: Berühmte Kollegen und Kolleginnen traten auf, natürlich auch Therese und Werner Wirth selbst. Erstmals lernte man auch Werner Wirth den Jüngeren kennen, der mit seiner Braut Denise (seiner jetzigen Gattin) gemeinsam Schlager sang. Auf der Bühne wie im reich beschenkten Publikum herrschte eine einmalige Stimmung, die gar nichts von einem Abschied in sich barg. Tatsächlich feierte man ja auch das 25-Jahre-Bühnen-Jubiläum und dass es darnach keine öffentlichen Auftritte des Jubelpaares mehr geben würde — daran glaubte niemand.

Heute ist dieses Fest eine schöne Erinnerung, auch für Therese Wirth-von Känel, für die der damalige Abschied vom Jodeln letztenendes nicht endgültig war. Als sie erkannt hatte, dass es

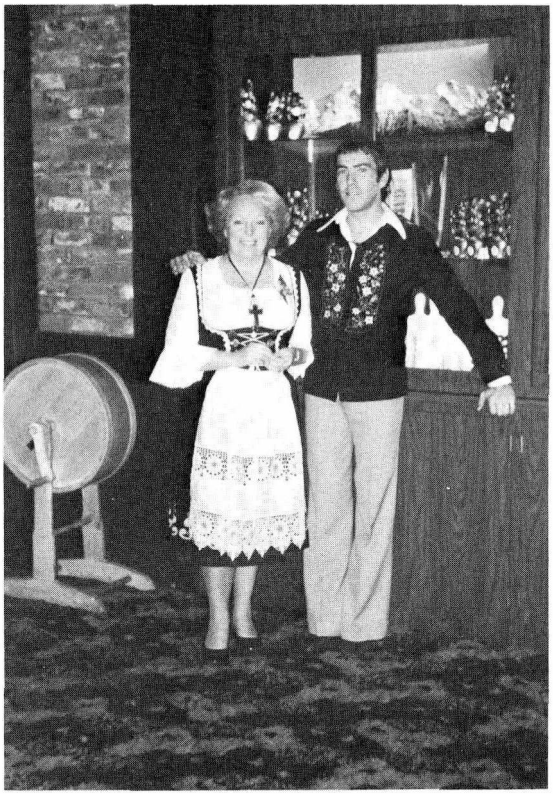


Ein Paar, das mit seinen Auftritten in Stadt und Land das Publikum mitriss: Werner am Akkordeon als idealer Partner seiner Gattin.

«sehr wichtig ist, dass man zu sich selbst findet» und als sie wusste, «dass man sich ein Ziel setzen muss. Dann kann man mehr erreichen, als man sich zutraut», da konnte sie ihrem Leben wieder einen schönen Inhalt geben. Dazu gehören weitere Auftritte, aber auch noch anderes: Therese Wirth-von Känel entdeckte ihr Interesse an Kunstgeschichte, besuchte entsprechende Kurse und auch solche in Bauernmalerei, darüberhinaus aber ist sie auch in der Sozialarbeit tätig — beim Mahlzeitendienst für Betagte, beim Kinderhütedienst und als Betreuerin bei den Veteranen-Nachmittagen der röm.-kath. Kirchgemeinde. «Es gibt mir tiefe Befriedigung, wenn ich anderen Menschen ein wenig helfen kann», sagt sie dazu.

Und wie geht es weiter mit dem Singen und Jodeln? Für 1979 gibt es schon einige konkrete Vorhaben: Eine Tournee in den Vereinigten Staaten, von Chicago bis Nashville, und — mit besonderer Freude erwartet — eine Schiffsreise in die Karibik, auf der sie die Passagiere unterhalten wird wie schon 1978, als sie «jodelnder Gast» bei einer Kreuzfahrt im Mittelmeer war.

Übrigens: Wie macht man das eigentlich, jodeln? «Ganz einfach», meint Therese Wirth-von Känel, «man stösst Luft aus und wechselt dabei ziemlich schnell die Stimme zwischen Brust- und Kopflage!» Ganz einfach, sicher — wenn man die Luft so virtuos ausstossen kann wie die Grenchner «Yodel Queen»!



Die «Swiss Yodel Queen» 1978 im «Swiss Chalet» in Miami City.



Therese und Werner Wirth-von Känel mit bekannten Kollegen: Bobby Zaugg, George Pilloud und Hans Gmür.

Theodor Buser

Die Schönheit liegt im Verborgenen



Jörg Erzer in seiner fachmännisch ausgerüsteten Werkstatt.

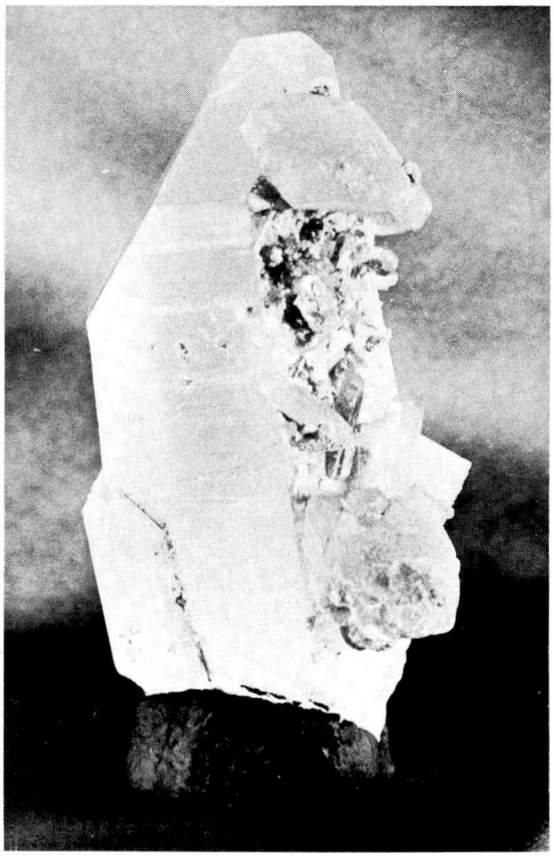
Unser Land ist zwar arm an Bodenschätzen, aber für jene, die bereit sind zu suchen, hält es Kostbarkeiten verborgen, die von unglaublicher Schönheit und Vielfalt sind. Um sie preiszugeben und zu offenbaren, fordert die Natur ein hohes Mass an Geduld, Arbeit und Einsatz. Seit vielen Jahren ist Jörg Erzer bereit, diesen Preis zu zahlen und sich als Gegenwert an eben diesen versteckten Schönheiten, an Kristallen, an Mineralien zu erfreuen.
Während eines Pfadfinderlagers im Binntal wurde der in Dornach aufgewachsene Jörg Erzer erstmals auf Kristalle aufmerksam gemacht. Er fand so grossen Gefallen daran, dass er sich sofort intensiv damit zu beschäftigen begann. Er las Bücher, besuchte Vorträge und bildete sich an Kursen weiter. Nach und nach erwarb er sich die erforderlichen Kenntnisse zum Strahlern. Heute besitzt er eine schöne Sammlung auserlesener Mineralien, die er entweder selber gefunden, eingetauscht oder auf seinen Reisen erworben hat.

Kinder auf Naturschätze aufmerksam machen

Jörg Erzer ist Lehrer an der fünften und sechsten Klasse im Haldenschulhaus. Dieser Beruf gibt ihm die Gelegenheit, den Schülern die Augen für die Schönheiten der Natur zu öffnen. Jedes Jahr leitet er ein bis zwei Lager in Lumbrein und geht mit den Teilnehmern auf die Suche nach Kristallen. Die Kinder werden dabei auch körperlich gefordert, denn die Kristallsuche ist anstrengend. Erst nach langen Märschen werden die Fundorte erreicht. Aber umso grösser ist dann die Freude über die gefundenen Steine. Das Strahlern darf also zweifellos als eine wertvolle Erziehung von Körper und Geist bezeichnet werden.

Verschiedene Hobbies miteinander verknüpft

Das Strahlern ist nicht das einzige Hobby, dem Jörg Erzer seine Freizeit widmet. Als ausgebildeter Turnlehrer ist er natürlich ein sportbegeisterter Mann. Er fährt ausgezeichnet Ski, liebt auch Kunstskifahren, dreht Filme und fertigt sehr gern Gegenstände aus Holz an. Die Vitrinen, in welchen er seine gesammelten Kostbarkeiten aufgestellt hat, sind seine eigenen Erzeugnisse. So verbindet er mehrere Hobbies miteinander. Auch seine Freude am Reisen kann er dabei einbeziehen, denn es gibt nicht nur in den Schweizer Alpen Kristalle. Er hat



Bergkristall mit Calcit, gefunden bei Vrin GR.

schon in Marokko, in Ostafrika, in Brasilien und in anderen Ländern gesucht.

Die Faszination des Farben- und Formenspiels

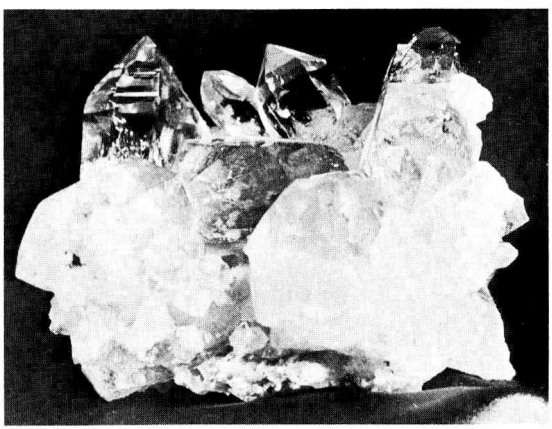
Die Vielfalt der Farben und Formen in der Welt der Mineralien ist unerschöpflich. Je nach Lichteinfall, nach Aufbewahrungsort, nach dem Standort des Betrachters, verändert sie sich. Aber gerade dieses Spiel mit Licht und Raum birgt die Faszination in sich, die jene, welche einmal davon gepackt sind, nicht mehr loslässt. Bevor es aber zu diesem Spiel in den Schaukästen kommt, steckt ein enormer Aufwand an geistiger Vorbereitung, an körperlicher Arbeit und an Sorgfalt dahinter. Der Strahler muss wissen, wo er Mineralien findet, die äusseren Anzeichen einer Kluft erkennen, das nötige Werkzeug besitzen und es zum Fundort schleppen. Er muss die Kluft sorgfältig mit Hammer und Meissel, Strahlstock und Brecheisen öffnen, um die darin enthaltenen Kristalle nicht zu beschädigen.

Vom Fundgegenstand zum Ausstellungsstück

Das vorsichtige Bergen und das Heimtragen des Fundgutes sind oft recht beschwerlich, aber damit ist es noch lange nicht getan. Jetzt kommt die Feinarbeit in der Werkstatt mit Pinseln, Bürsten, Ultraschallreinigungsgerät, Säuren, Stufenknacker, Steinsäge usw. Die Stücke müssen von Erde und Schmutz gereinigt werden, bis sie sich vom oft recht unansehnlichen Fundgegenstand zum Bijou gewandelt haben. Schliesslich gilt es, die Mineralien zu bestimmen und nach Mineralklassen zu katalogisieren. Alle diese Arbeiten nimmt Jörg Erzer in seiner gut ausgerüsteten Werkstatt selber vor. Das Mikroskop leistet ihm dabei wertvolle Dienste. Es hilft ihm beim Bestimmen und offenbart ihm Kleinodien, die von blossem Auge nicht sichtbar sind.

Mit der Leidenschaft des Sammlers

Die Liebhaber der versteckten Naturschönheiten sind in der Schweizerischen Vereinigung der Strahler und Mineraliensammler organisiert. Jörg Erzer gehört den Sektionen Solothurn, Bern, Oberwallis und Uri an. Diese Vereinigung organisiert für ihre Mitglieder Exkursionen, Kurse und Vorträge, und sie führt auch Börsen durch, an welchen Mineralien gekauft und getauscht werden können. Jörg Erzer ist mit der Leidenschaft des Sammlers dabei. Sein Austellungsraum, der seiner Wohnung an der Kirchstrasse angegliedert ist, liefert den Beweis seiner Sammeltätigkeit. Hier finden sich Seltenheiten aus unzähligen Ländern. Viele sind mit sehr schönen Erlebnissen verknüpft. Sein schwerster Fund: ein Calcit von 70 Kilogramm aus Vättis bei Bad Ragaz. Der Wert eines Minerals liegt aber für den Sammler nicht unbedingt in der Grösse, sondern eher in der Reinheit, in der Seltenheit und in der vielfältigen Zusammensetzung. Kleinste Stüfchen, sogenannte «Micromounts», bergen oft die schönsten Einzelheiten in sich. Sie eröffnen dem Fachmann unter den Sammlern eine Welt, die dem Laien verborgen bleibt.



Diesen prächtigen Rauchquarz hat Jörg Erzer im Oberaargebiet gefunden.

Rainer W. Walter

Zuwachs für die Grenchner Kunstsammlung

Im letzten Jahre erfuhr die Kunstsammlung der Stadt Grenchen eine wesentliche Ergänzung ihres Bestandes. Dabei stehen nicht spektakuläre Einzelankäufe im Vordergrund, vielmehr konnten Schwerpunkte der graphischen Sammlung erweitert und ausgebaut werden. In diesem Sinne sind vor allem die Ankäufe des Stiftungsrates Grenchner Kunsthaus zu sehen. Von Franz Anatol Wyss wurden durch den Stiftungsrat 50 Radierungen erworben. Damit besitzt Grenchen nun die umfassendste und vollständigste Werksammlung dieses bedeutenden Solothurner Künstlers. Ferner erwarb der Stiftungsrat 32 Holzschnitte des Grenchner Künstlers Peter Wullimann aus den Jahren 1976 und 1977. Die Kulturkommission kaufte acht graphische Blätter von Cuno Röthlisberger, die durch eine Schenkung des Künstlers ergänzt wurden. Mit einem grössern Ankauf von Holzschnitten des Winterthurers Heinz Keller konnte die Kulturkommission die Sammlung graphischer Blätter weiter ausbauen. Als sehr bedeutender Zuwachs dürfen zwei Zeichnungen und zwei Lithographien von Arnold Brügger gewertet werden. Zwei Lithographien von Hans Jürgen Siegert ergänzen die Sammlung zeitgenössischer Graphik-Werke.

Sehr umfangreich und ausserordentlich wertvoll sind die zahlreichen Schenkungen, die die städtische Kunstsammlung entgegennehmen konnte. Von Peter Wullimann wurden der Sammlung acht Hozschnitte übergeben, und von Walter Emch drei Chemo-Drucke. Ferdinand Kaus schenkte der Sammlung drei Holzschnitte. Weitere Schenkungen gingen von Hans Jürgen Siegert, von Michel Terrapon, von Claudine Grisel ein. Eine grössere Schenkung übergab Toni Brechbühl der Kunstsammlung, welche graphische Blätter von Eva Aeppli, Raffael Benazzi, Samuel Buri, Franz Eggenschwiler, Alfred Hofkunst, Schang Hutter, Lilly Keller, Pole Lehmann, Bernhard Luginbühl, Meret Oppenheim, Niki de Saint-Phalle, Daniel Spoerri, André Thomkins und Jean Tinguely umfasst.

Anlässlich der Auktion zum dreissigjährigen Bestehen der Galerie Toni Brechbühl erwarb die Kulturkommission Arbeiten folgender Künstler: Paul Wunderlich, Kumi Sugai, Eva Haas, Reinhard Zado, Hap Grieshaber, Max Kohler, Michel Engel, Cuno Amiet, Ernst Morgenthaler und Urs Graf.

Bei dieser Gelegenheit erwarb die Einwohnergemeinde ein Relief von Zigmund Stankiewicz.

Bei andern Ausstellungen und vor allem bei der Weihnachtsausstellung wurden Arbeiten von Grenchner Künstlern angekauft. Dazu sind zu zählen Urs Zimmermann, Vreni Thierstein, Toni Bieli, René Walter, Bodo Stauffer und Ueli Studer. Ebenfalls aus der Weihnachtsausstellung erwarb die Kulturkommission eine Zeichnung des in Biel lebenden Solothurner Künstlers Rolf Spinnler.

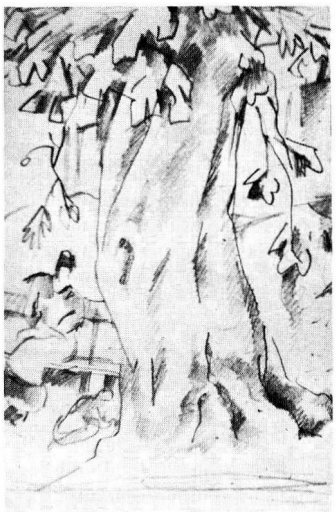
Die Kunstsammlung erfuhr einen grossen Zuwachs, der sich vor allem im Erwerb bedeutender graphischer Blätter manifestiert. Aber auch die Sammlung von Kunstwerken, die von Kunstschaffenden aus der nähern und weitern Umgebung Grenchens geschaffen wurden, darf sich mit diesen Neuerwerbungen sehen lassen.



Holzschnitt von Heinz Keller


In Communi Martyrum

Buchseite mit Holzschnitt von Urs Graf



Zeichnung von Arnold Brügger

Rainer W. Walter

Der 77er Grenchner — ein guter Jahrgang

Walter Emch und Paul Rüefli kosten sorgfältig den «Däderizer», einen Qualitätstropfen, der noch von sich reden machen wird.





Eine bunte Palette verschiedener Etiketten, die in direktem Zusammenhang mit dem Grenchner Wein der neuen Generation stehen.

Er genoss nicht den besten Ruf, der alte Grenchner Wein, und wenn man höflich sein wollte, nannte man ihn ein bisschen sauer. Weniger schmeichelhaft ist, was man sich sonst über den Tropfen aus Grenchen erzählte. So berichtete das Solothurner Blatt 1853, der Landjäger habe eine Frau ertappt, welche in den Reben Grenchens Trauben gestohlen hatte. Zur Strafe musste die Diebin vor dem Friedensrichter die geraubten Früchte unverzüglich essen. Nach vollzogenem Urteil soll die Frau bei allen Heiligen geschworen haben, sie werde nie mehr in Grenchen Trauben stehlen. Boshaft wurde den Grenchnern Weinbauern nachgesagt, sie müssten ihre Ernte mit Dreschflegeln keltern. Dabei sei es vorgekommen, dass eine herumschwirrende Beere einem Stier ein Auge ausgeschlagen habe.

Über die Ernte 1887 schrieb «Der Freie Solothurner»: «Letzten Donnerstag (13. Oktober) fand nun der hiesige 'Leset' statt und glücklich ist derselbe um zirka zehn Uhr vormittags desselben Tages fertig geworden. Über die Quantität ist man nicht befriedigt, ebenso behauptet man von der Qualität, dass selbe alle frühern Jahrgänge übertreffe, d.h. in Bezug auf die 'Strumpflöcherzusammenziehenden Eigenschaften'. Von freudiger Stimmung haben wir beim Leset nichts wahrgenommen.»

Zwischen 1902 und 1910 wurden, wie Dr. Hans Kaufmann im «Buch vom Grenchner Wein» (Edition Brechbühl, 1976) berichtet, alle Reben ausgerissen. Ihr Ertrag war zu gering, und die Industrialisierung der Gemeinde liess die Grenchner für eine sorgfältige Pflege der Reben keine Zeit mehr haben. Einer der letzten, der noch Grenchner Wein kelterte, war Vater Teophil Stampfli an der Studenstrasse. Hin und wieder kam es vor, dass er mich abends zu einem Umtrunk einlud. Dann stand neben der Flasche Eigengewächs stets auch das Zuckerfass, und neben jedem Weinglas lag ein Löffel. Trotz dieser «Nachzuckerung» wollte sein «Grenchner» nicht munden.

Der neue Grenchner

Seit 1974 steht neben dem Haus des Grenchner Kunstmalers Walter Emch ein kleiner Rebberg. Vor allem pflanzt er den Rysling × Sylvaner an (Müller-Thurgau-Traube), aber auch der im Elsässischen so beliebte Gewürztraminer gedeiht hier bei guter Pflege hervorragend. 1975 legte auch Paul Rüefli, Walter Emchs Nachbar, im Däderiz einen Rebgarten an, und 1976 folgte die Museumsgesellschaft, welche ihre Reben im Museumsgärtchen an der Breitengasse pflegt. Es ist auch da und dort die Rede davon, dass weitere Rebberge entstehen könnten...



Sie stammen alle aus den Wein- und Obstgärten des Däderiz: Wein, Marc, Weinbrand, Pflümli und Bätzi.

Erstaunlich gut, der 77er

Paul Rüefli besitzt in seinem Rebberg 120 Stöcke und konnte von der quantitativ nicht sehr ergiebigen Ernte 1977 immerhin 140 Flaschen abziehen. Walter Emch pflegt neben seinem Haus ein Rebgut mit 63 Stöcken, welche 56 Flaschen ergaben. Das letzte Jahr war kein ausgesprochenes Weinjahr: Die beiden Grenchner Rebbauern hatten mit vielen Rebenkrankheiten zu kämpfen. Zudem erwiesen sich die Amseln als ausgesprochen gewitzte Traubendiebe.
Eine Qualitätsmessung des Weinmostes ergab, dass der Grenchner, wie er im Däderiz gewachsen ist, 68 Grad Oechsli aufweisen kann. Diese hohe Zahl lässt berechtigte Hoffnungen für die Qualität kommender Jahrgänge zu.
Nichts ist mehr vom «sauren Grenchner» geblieben. Und wer den Wein der beiden Däderizer-Weinbauern getrunken hat, der wird alle Spottreden von sich weisen. Der «Däderizer» besitzt eine perlende Frische, volle Fruchtigkeit und einen erstaunlich kräftigen Körper. Mit seiner Spritzigkeit steht der « Däderizer» dem Bielerseewein in nichts nach. Eine wohlüberlegte Flaschenlagerung gibt dem «Däderizer» zusätzliche Gelegenheit seine Fähigkeiten zu entfalten. Diese positiven Eigenschaften verdankt der Wein aus Grenchen in aller erster Linie der fachkundigen und liebevollen Betreuung seiner Weinbauern. Man darf sich auf kommende Jahrgänge aus den Kellern von Däderiz freuen. Von einer hervorragenden Qualität ist auch der erste Grenchner Marc, den die beiden Weinbauern im Verlaufe des Winters brennen liessen. Eine längere Lagerung wird aus ihm ein hervorstechendes Produkt machen.
Mit berechtigtem Stolz kann man heute den alten Grenchner Ausspruch wieder tun: «Vo Gränche bigott, wo guete Wi wachst.»



German Vogt

50 Jahre Milchzentrale Grenchen

So sah die Centralstrasse vor etwa 60 Jahren aus: Ungeteert, ein Kopfsteinpflaster bildet den Gehsteig, von Autos und Velos keine Spur. Rechts steht noch das Restaurant Rosengarten, das längst den Neubauten der ETA weichen musste. Uns interessiert aber vor allem die linke Strassenseite. Von den fünf Häusern stehen noch zwei: Von unten gezählt das dritte, die damalige Käserei, und das fünfte, das am meisten in die Centralstrasse hinausragt. Als die Milch noch von den Milchmännern mit Pferd und Wagen ins Haus gebracht wurde, befanden sich darin die Stallungen. Im Hintergrund das Gebäude mit dem Laden der Gärtnerei Schneider.

Auf dem Bild unten sehen wir die alte und die neue Käserei nebeneinander. Das schmale, zweistöckige Haus mit dem Gibeldach beherbergte bis zum Jahr 1928 die Käserei. Wer dem Gebäude entlang spaziert, entdeckt auf der Westseite einen langen angebauten Holzschopf. Da die Platzverhältnisse immer enger wurden, entschloss sich die Milchgenossenschaft für einen Neubau, die heutige Milchzentrale. Das imposante Gebäude konnte vor 50 Jahren, im Sommer 1928, bezogen werden. Nach einer gründlichen Renovation erstrahlt es im Jubiläumsjahr in neuem Glanz. Ein interessantes Detail muss noch erwähnt werden: Auf der Nordseite befindet sich ebenfalls ein Ladeneingang, der heute allerdings nicht mehr benützt wird. Da schon damals ein Projekt bestand, die Centralstrasse direkt mit der Schützengasse zu verbinden, wollte man den Laden gleich auch von dieser Seite zugänglich machen. Wird das heutige Projekt der Verlängerung der Schützengasse in die Centralstrasse verwirklicht, muss die ehemalige Käserei dem Strassenzug weichen.



Jahreschronik 1978

Januar

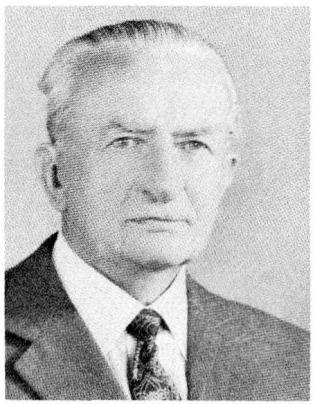
Einwohner	18 150	(Vorjahr 18 543)
Arbeitslose	46	(Vorjahr 158)
Leerwohnungen	787	(Vorjahr 761)

30. Der Gemeinderat stimmt der Erweiterung des Zweckverbandes der Abwasserregion Grenchen auf 17 Gemeinden (bisher 4) zu.

Februar

5. Grosser Fasnachtsumzug.
10. Fern seiner geliebten Heimat, in Caracas (Venezuela), starb achzigjährig Adolf Furrer, 1933—1960 Stadtammann von Grenchen, 1935—1963 Nationalrat, Ehrenbürger der Städte Genua und Grenchen.
24. Dr. Anton M. Meier, Direktor des Kinderheimes St. Josef, wird der Kulturpreis 1977 der Stadt und Region Grenchen verliehen.
24. Die Künstler Jean-Pierre Häni und Robert Schüll eröffnen an der Bündengasse 1 die «Atelier-Galerie».
26. Eidg. Volksabstimmung

	Ja	Nein
Demokratie im Nationalstrassenbau	2041	3204
9. AHV-Revision	3456	1796
Senkung des AHV-Alters	1307	3943
Konjunkturartikel	3590	1547



† Adolf Furrer

Dr. A.M.Meier, Träger des Grenchner Kulturpreises 1977



Die Grenchner stimmten wie die Eidgenossenschaft! Stimmbeteiligung ca. 47%.
Von 11 340 Stimmberechtigten gingen 5327 an die Urne. 4072 Grenchnerinnen und Grenchner stimmten dem neugewählten Oberamtmann von Solothurn/Lebern Paul Feier.

März

— Die Schallplatte der Grenchner Pop-Gruppe «Madam» erscheint.
23. Dr. Fritz Grütter, alt Direktor des Abendtechnikums Grenchen-Solothurn, starb im Alter von 69 Jahren.

April

4. Beginn des Schwimmbetriebes in der Schulschwimmhalle.
8./9. 7. Schweizerisches Mundharmonika-Festival im Parktheater.

Mai

— Der Roman: «Un amour à Grenchen-Nord» von Maurice Zermatten erscheint.
— An der internationalen Messe für industrielle Standortwahl in Basel nimmt auch die Region Grenchen-Büren-Oberer Bucheggberg teil.
28. Die Grenchner stimmen nicht ganz gleich wie die Eidgenossen. Stimmbeteiligung 44%.

	Ja	Nein
Zeitgesetz	2581	2315
Zolltarifgesetz (Brotpreis)	2351	2499
Schwangerschaftsgesetz	1554	3259
Hochschulförderungsgesetz	2284	2611
12 motorfahrzeugfreie Sonntage	1558	3362

Juni

2.—11. 17. Schweizer Segelflugmeisterschaften auf dem Flugplatz Grenchen.
12.—17. Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Spitals Grenchen findet eine Informationswoche statt, die Rückblick und Ausschau auf die Leistungen dieser wertvollen Institution bietet.
24./25. 50 Jahre Satus-Kantonalverband Solothurn. Feier und Turnfest in Grenchen.
30./1./2.7. Schulfest 1978 mit Einweihung der Doppelturn- und Schwimmhalle.

Juli

11. Der Gemeinderat wählt an Stelle des demissionierenden Kdt Major H. Allemann zum neuen Kdt, unter Beförderung zum Major: René Strasser (Amtsantritt auf 1.1.79).



Der alte und der neue Kdt der Grenchner Feuerwehr

14./15. Licht und Schatten über dem Flugplatz. Am 15. Juli konnte das 100. auf dem Grenchner Flughafen stationierte Flugzeug gefeiert werden.
Tags zuvor erlitten die Grenchner Lehrerin Antonia Meier und der Arzt und Helikopterpilot Dr. Lorenzo Ramseyer bei einem Zusammenstoss mit einem Segelflugzeug über dem Sanetschpass den Fliegertod.
Beim Absturz eines Sportflugzeuges am 15.7. auf der Witi wurde glücklicherweise der Pilot nur leicht verletzt.

August

5./6. Schweizer Meisterschaften der Kunst- und Turmspringer im Gartenbad Grenchen.
17. 33 Grenchnerinnen und Grenchner gründen einen Kleintheaterverein. Erste Präsidentin wird Frau Brigitte Stettler.



Die Präsidentin wirbt für das Kleintheater

24. Am Marktplatz wird das Denner-Super-Discount-Geschäft eröffnet.
26. Die Galerie Toni Brechbühl feiert ihr dreissigjähriges Bestehen.



30 Jahre Galerie Toni Brechbühl

— Die beiden alten Bauunternehmungen Meyer-Wyss AG und Emch AG stellen wegen der anhaltenden Rezession auf dem Baumarkt ihre Tätigkeit ein.
— Der Grenchner Ehrenbürger Yehudi Menuhin erhält den Ehrenpreis des 11. Internationalen Preises der Schallplatte von Montreux für seine gesamte musikalische Leistung.

September

3. Das Erdbeben, das in der Schwäbischen Alp grosse Schäden verursachte, war kurz nach 6 Uhr morgens auch in Grenchen deutlich zu spüren.
23./24. Der Unionschor Grenchen feiert das Jubiläum seines hundertjährigen Bestehens.
24. Abstimmungstag. Stimmbet.: 42,42%

	Ja	Nein
Eidg. Gründung des Kantons Jura	3222	1475
Kant. Fischereigesetz	3487	858
POCH-Initiative betr. Wirtschaftsförderung	1555	2850

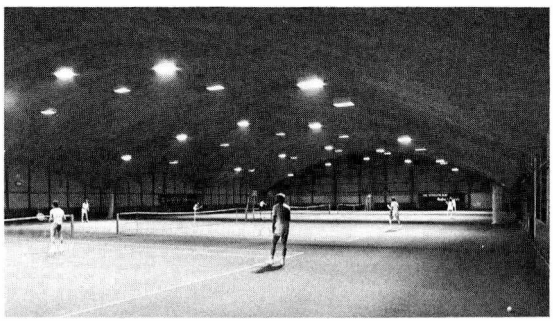
Wahlen:
Neuer Grenchner Zivilstandsbeamter wird Roni Schwaller, mit 4266 Stimmen.
Neuer Amtsgerichtsstatthalter von Solothurn-Lebern wird Dr. Hans-Rudolf Meyer von Grenchen; in Grenchen erhielt er 3872 Stimmen.

Oktober

— Die Uhrenfabrik Certina muss für 240 Mitarbeiter Kurzarbeit einführen.

1. Der Grenchner Dr. Hans Bürgi, Chefarzt der Medizinischen Klinik des Bürgerspitals Solothurn, wurde zum a.o. Professor für Innere Medizin an der Universität Bern ernannt.

13. Einweihung der Tennishalle, der ersten Betonschalen-Tennishalle der Welt mit 4 Plätzen.



Die neue Tennishalle

November

9. Im Alter von 73 Jahren starb der Flugpionier und Flugzeugkonstrukteur Willy Farner.

11. Zusammen mit Vertretern anderer Uhrenregionen demonstrieren Grenchner Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf dem Berner Bundesplatz für die Erhaltung der Arbeitsplätze. Einer der Hauptredner war unser Stadtammann Nationalrat Eduard Rothen.

17. Vernissage der Ausstellung «Das Grenchner Buch und die Grenchner Zeitungen» in der Galerie Zentrum.

22. Als 5. Grenchner wird Hansruedi Spielmann zum Präsidenten des solothurnischen Kantonsrates für das Jahr 1979 gewählt. Am Abend findet im Parktheater die grosse Präsidialfeier mit vielen prominenten Gästen statt.

24. Eröffnung der Planungsausstellung des Stadtplanungsamtes in der Galerie Zentrum.

24.—26. Grosse Weihnachtsausstellung des Grenchner Gewerbes im Eusebiushof.

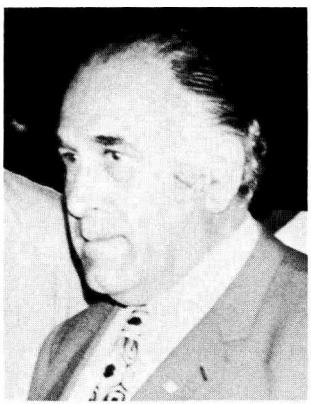
25. Kundgebung der Gewerkschaft zur Erhaltung der Arbeitsplätze in Grenchen.

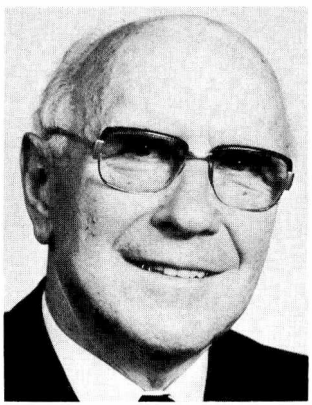
Dezember

1. Der Grenchner Konzertsängerin Theres Klenzi wird vom Regierungsrat ein Werkjahresbeitrag zugesprochen.

— Im 62. Lebensjahr starb Kurt Staub, Liegen-

† Kurt Staub





Dr. sc. tech. h.c. Fritz Scholl

schaftsverwalter der Einwohnergemeinde und langjähriges Mitglied des Gemeinderates.

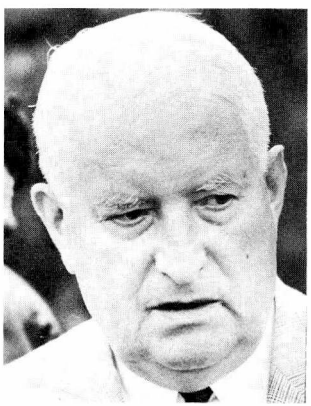
— Dem Grenchner Uhrenunternehmer Fritz Scholl, Delegierter des Verwaltungsrates der ETA, ist die Würde eines Ehrendoktors der technischen Wissenschaften der ETH Zürich verliehen worden.

3. Volksabstimmung

Eidgenössische Vorlagen	Ja	Nein
Milchwirtschaftsbeschluss	2574	1462
Tierschutz	3281	797
Sicherheitspolizei des Bundes	1569	2512
Berufsbildung	2077	1997
Kantonale Vorlagen		
Beteiligung an Besoldungskosten der Kantonsschule	1763	2122
Baugesetz	2363	1517
Änderungen des Lehrbildungsgesetzes	1668	2177
Beiträge an Schaffung zusätzlicher Kliniker-Stellen	2221	1702
Altersheimgesetz	3240	690

37% der stimmberechtigten Grenchnerinnen und Grenchner fanden den Weg zur Urne.

12. 78jährig starb Dr. Rudolf F. Schild-Comtesse, 1925—1973 Leiter der grossen Uhrenfirmen Eterna und ETA.



† Dr. Rudolf F. Schild-Comtesse

31. Einwohnerzahl 17 874 (Vorjahr: 18 150)
Arbeitslose 74 (Vorjahr: 46)
Leerwohnungen 815 (Vorjahr: 787)

Inhaltsübersicht

Stadtbild 1978	3
Pianobau Wohlfahrt — eine Grenchner Spezialität	6
Hansruedi Spielmann — ein Grenchner Kantonsratspräsident	14
. . . ein jeder soll dem Fähr jährlich geben ein Brot	18
Wie's z'Gränche a dr Fasnecht geit	24
Ein jurassischer Bartgeier	32
Cuno Röthlisberger — Maler der alltäglichen Welt	35
Robert Schedler	44
Ein Rekord-Segelflug von der Röti nach Grenchen	47
Flexuren	51
Comeback der «Yodel Queen»	55
Die Schönheit liegt im Verborgenen	61
Zuwachs für die Grenchner Kunstsammlung	64
Der 77er Grenchner — ein guter Jahrgang	66
50 Jahre Milchzentrale Grenchen	69
Jahreschronik 1978	70

Impressum

Die Fotos stammen von:

Toni Brechbühl
Theodor Buser
Gerald Lechner
Germann Vogt
Rainer W. Walter
Kurt Wolf

Fotosatz und Druck:
A. Niederhäuser AG, Grenchen

Gestaltung: Beat Iten, Grenchen

Titelseite: «Wandfluh» Linolschnitt von Urs Siegrist